This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

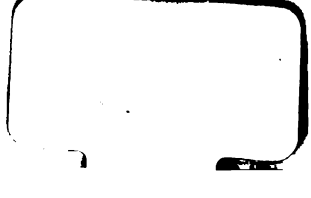
9/ 4/-

65 A 5

I.A. 33

Indian Institute, Oxford.

9a.



Ueber die
Sprache und Weisheit
der
Indier.

Ein Beitrag
zur
Begründung der Alterthumskunde

von

Friedrich Schlegel.

Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte.

Heidelberg,
bei Mohr und Zimmer.
1808.

Vorrede.

Von Indien her erwarteten, besonders nach dem, was Wilkins und William Jones bekannt gemacht hatten, die Alterthumsforscher Aufschluß über die bis jetzt so dunkle Geschichte der Urwelt; und die Freunde der Poesie hofften besonders seit der Erscheinung der Sokuntola von daher noch manches ähnliche schöne Gebilde

des asiatischen Geistes zu sehen, so wie dieses von Anmuth und Liebe beseelt.

Um so mehr darf ich auf einige Theilnahme für den Gegenstand dieser Schrift rechnen, welche die Ausbeute meiner, seit dem Jahre 1803 gemachten Studien der Sanskrit-Sprache und des indischen Alterthums enthält. Die Kenntniß, die es mir davon zu erwerben gelang, verdanke ich vorzüglich der Freundschaft des Herrn Alexander Hamilton (Mitglied der Calcuttaischen Gesellschaft, und jetzt Professor der persischen und indischen Sprache in England) der mir seinen mündlichen Unterricht vom Frühjahr 1803 — 1804 schenkte. Alle Mittel für den weitern Fortgang meines Vorhabens fand ich in der bereitwilligen Güte, mit welcher Herr Langlès (Conservator der orientalischen Manuscripte der Kaiserlichen Bibliothek, und Prä-

ſident der Specialſchule der lebenden orientaliſchen Sprachen zu Paris,) welcher der gelehrten Welt durch ſo manches verdienſtvolle Werk bekannt iſt, mir alle Schätze ſowohl der öffentlichen, als auch ſeiner eignen eben ſo reichen, als planmäßig und geſchmackvoll geſammelten Bibliothek mittheilte.

Für die indiſche Sprache benutzte ich auſſer dem ſchon erwähnten mündlichen Unterricht, vorzüglich ein Manuſcript der Kaiſerl. Bibliothek zu Paris, Nro. 283 des gedruckten Katalogs, welches einen ungenannten Miſſionarius zum Verfaſſer hat. Es enthält 1) eine kurze Grammatik des Sanſkrit nach dem Mugdhobōdho des Vōpodevo; 2) den Omorokōſha, ein Realwörterbuch des Omorōſinho, mit einer lateiniſchen Erklärung, und 3) ein Wörterbuch der Wurzeln, Kovikolpodruma, d. h. der

Dichter Reichthums Baum. Die Handschrift ist im Ganzen sehr leserlich; das Indische ist in den Bengalischen Charakteren geschrieben. — Bei Gegenständen, für welche es im Lateinischen an Worten fehlt, ist bisweilen, jedoch nur selten, das Portugiesische oder Französische zu Hülfe genommen. Schreibefehler oder Versehen, welche bei der ersten Abfassung eines so weitläuftigen Werks selten ganz vermieden werden, sind wohl nur wenige darin; nach dem Wurzelwörterbuch zu urtheilen, welches Herr Alexander Hamilton in meiner Abschrift zu revidiren, und mir einige Fehler darin anzuzeigen die Güte hatte. Freilich aber ist die lateinische Erklärung der indischen Worte in beiden Lexicis fast immer nur ganz kurz, oft daher, wenigstens dem Anfänger, ungenügend.

Mein Wunsch ging eigentlich dahin, eine indische Chrestomathie in lateinischer Sprache und in den Original-Charakteren herauszugeben, welche ausser den Anfangsgründen der Grammatik eine Auswahl zweckmäßiger indischer Stücke mit lateinischer Paraphrase, Noten und Glossar enthalten sollte. Ich hatte alles dazu vorbereitet, und ausser der Grammatik und den beiden Wörterbüchern auch einen beträchtlichen und mehr als hinreichenden Vorrath solcher Stücke in den Original-Charakteren copirt, und für jenen Zweck bearbeitet. Nebst den, in dem Anhange erwähnten Stücken aus dem Bhogevotgita, Ramayan und Menu's Gesetzbuch, besitze ich auch eine Abschrift von dem ersten Akte der Sokuntola des Kalidas nach einer sehr zierlichen bengalischen Handschrift, mit Scholien, in denen das Prakrit des Textes in Sanscrit

übertragen ist; und einen Theil des Hitopadesa, ein Werk, das für den Anfänger vorzüglich zweckmäßig ist. Nur ist das Pariser Exemplar nicht sehr correct, und weicht oft beträchtlich von demjenigen ab, welches Wilkins bei seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Die zu Calcutta gedruckte Ausgabe sah ich noch nicht. — Durch sorgfältiges Copiren vorzüglich schöner Manuscripte, sowohl in Devonagori als auch in bengalischen Charakteren hatte ich mich in Stand zu setzen gesucht, einem Formschneider mit guten Vorschriften an die Hand gehen zu können; aber freilich würde die Verfertigung indischer Typen eine Unterstützung erfordern, an welcher es mir bis jetzt fehlte. Die Aufopferung des eignen Vortheils für einen Zweck der Wissenschaft, hat ihren Lohn in sich selbst; wenn aber der Zweck von der Art ist, daß er nicht ohne eine äussere

Begünſtigung erreicht werden kann, ſo iſt es ſchmerzlich auf dem halben Wege nach dem erwünſchten Ziele ſtehen bleiben zu müſſen.

Und ſo mußte ich mich denn fürs erſte darauf beſchränken, durch den gegenwärtigen Verſuch nur einen Beweis mehr zu liefern, wie fruchtbar das indiſche Studium dereinſt noch werden könne, die Ueberzeugung allgemeiner zu verbreiten, welche reiche Schätze hier verborgen ſeien, die Liebe für dieſes Studium, wenigſtens vorläufig, auch in Deutſchland anzufachen, und für die Anſicht des Ganzen einen feſten Grund zu legen, auf welchem ſich nachher mit Sicherheit weiter fortbauen lieſſe. Die metriſche Ueſetzung indiſcher Gedichte mögen die Freunde der Poeſie als eine angenehme Zugabe betrachten, und als erſten Verſuch dieſer Art mit Nachſicht beurtheilen.

Möchte das indiſche Studium nur einige ſolche Anbauer und Begünſtiger finden, wie deren Italien und Deutſchland im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert für das griechiſche Studium ſo manche ſich plötzlich erheben und in kurzer Zeit ſo Großes leiſten ſah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums ſchnell die Geſtalt aller Wiſſenſchaften, ja man kann wohl ſagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indiſchen Studiums ſein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen, und in den Kreis der europäiſchen Kenntniſſe eingeführt würde. Und warum ſollte es nicht? Auch jene für die Wiſſenſchaften ſo ruhmvollen Zeiten der Mediceer waren unruhig, kriegeriſch und grade für Italien zum Theil zerrüttend; dennoch ge-

lang es dem Eifer einiger Wenigen, alles dies Auſſerordentliche zu Stande zu bringen; denn ihr Eifer war groß und fand in der angemeßnen Größe öffentlicher Anſtalten, und in der edlen Ruhmbegierde einzelner Fürſten die Unterſtützung und Begünſtigung, deren ein ſolches Studium beim erſten Anfange bedarf.

Noch führe ich die mir bekannt gewordenen Deutſchen an, welche ſich mit dem Studium der altindiſchen Sprache beſchäftigt haben. Der erſte, den ich erwähnt finde, iſt der Miſſionarius Heinrich Roth, der im Jahre 1664 „die ſanſcretaniſche Sprache erlernt, um mit den Brahminen disputiren zu können.“ — Großen Ruhm erwarb ſich in dieſem Fach der im Jahr 1699 nach Indien abgegangene Jeſuit Hanxleden, der über 30 Jahre (1732 wird ſein Tod gemeldet) in der malabariſchen Miſſion arbeitete,

selbst vieles in der altindischen (im Gronthon) und in der gemeinen Landessprache (dem Malabarischen) in Prosa und in Versen geschrieben, Sprachlehren und Wörterbücher darüber verfaßt, und dessen wahrscheinlich sehr reicher und gehaltvoller Nachlaß zu Rom sich befindet. Der durch mehre gelehrten Schriften über das indische Alterthum bekannte Paulinus a St. Bartholomäo beruft sich mehrmals auf Hanxledens Arbeiten und handschriftlichen Nachlaß.

Der Hauptmann Wilford in englischen Diensten, von Geburt ein Deutscher, ist aus seinen Aufsätzen in der Sammlung der Calcuttaischen Gesellschaft allgemein bekannt.

Auch bemerke ich, daß mein älterer Bruder, Karl August Schlegel, gestorben zu Madraß den 9ten September 1789, in den letzten Jahren seines Lebens durch Reisen und durch Um-

gang mit den Eingebohrnen ein Studium des Landes, der Verfaſſung und des indiſchen Geiſtes begonnen hatte, das nur zu früh durch ſeinen Tod unterbrochen ward.

Inhalt.

Ueber die Sprache und Weisheit der Indier.

Erstes Buch. Von der Sprache.

Erstes Kapitel. Von der indischen Sprache überhaupt . . . . . S. 3

Zweites Kapitel. Von der Verwandtschaft der Wurzeln . . . . . — 6

Drittes Kapitel. Von der grammatischen Structur . . . . . — 27

Viertes Kapitel. Von zwei Hauptgattungen der Sprache nach ihrem innern Bau. — 44

Fünftes Kapitel. Von dem Ursprunge der Sprachen . . . . . — 60

Sechstes Kapitel. Von der Verschiedenheit der verwandten und einigen merkwürdigen Mittelsprachen . . . . . — 71

Zweites Buch. Von der Philosophie.

Erstes Kapitel. Vorläufige Bemerkungen — 89

Zweites Kapitel. System der Seelenwanderung und Emanation . . . . . — 95

Drittes Kapitel. Vom astrologischen Aberglauben und wilden Naturdienst . . . — 114

Viertes Kapitel. Die Lehre von zwei Principien . . . . . S. 125
Fünftes Kapitel. Vom Pantheismus . — 140

Drittes Buch. Historische Ideen.

Erstes Kapitel. Vom Ursprunge der Poesie — 157
Zweites Kapitel. Von den ältesten Wanderungen der Völker . . . . . — 165
Drittes Kapitel. Von den indischen Kolonien und der indischen Verfassung . . — 173
Viertes Kapitel. Von dem orientalischen und indischen Studium überhaupt und dessen Werth und Zweck . . . . . — 196

Indische Gedichte.

I. Anfang des Ramayon . . . . . — 231
II. Indische Kosmogonie, aus dem ersten Buche der Gesetze des Monu . . . . . — 272
III. Aus dem Bhogovotgita . . . . . — 284
IV. Aus der Geschichte der Sokuntola, nach dem Mohabharot . . . . . — 308

Erstes Buch.

Von der Sprache.

Erſtes Kapitel.

Von der indiſchen Sprache überhaupt.

Das alte indiſche Sonſkrito d. h. die gebildete oder vollkommne auch Gronthon d. h. die Schrift- oder Bücherſprache hat die größte Verwandtſchaft mit der römiſchen und griechiſchen ſo wie mit der germaniſchen und perſiſchen Sprache. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die ſie mit ihnen gemein hat, ſondern ſie erſtreckt ſich bis auf die innerſte Structur und Grammatik. Die Uebereinſtimmung iſt alſo keine zufällige, die ſich aus Einmiſchung erklären lieſſe; ſondern eine weſentliche, die auf gemeinſchaftliche Abſtammung deutet. Bei der Vergleichung ergiebt ſich ferner, daß die indiſche Sprache die ältere ſei, die andern aber jünger und aus jener abgeleitet.

Mit der armeniſchen, den ſlaviſchen Sprachen und nächſtdem mit der celtiſchen, iſt die Ver-

wandschaft des Indischen entweder gering, oder steht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinstimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu übersehen ist diese obwohl geringe Verwandtschaft aber dennoch nicht, da sie in der Ordnung, wie diese Sprachen genannt worden sind, sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt, in solchen Bestandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur innern Structur derselben gehören.

In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der koptischen noch indische Wurzeln genug finden. Aber dieß beweist keine ursprüngliche Verwandtschaft, da es Folge bloßer Einmischung sein kann. Die Grammatik jener Sprachen ist so wie auch die baskische grundverschieden von der indischen.

Die große bis jetzt noch nicht völlig bestimmbare Menge der übrigen nord- und süd-asiatischen oder amerikanischen Sprachen, hat mit der indischen Sprachfamilie durchaus keine wesentliche Verwandtschaft. In der Grammatik dieser Spra-

chen, die von der indischen gleichfalls ganz verschieden ist, zeigt sich zwar bei mehrern ein gleichförmiger Gang; in den Wurzeln aber sind sie auch unter sich so durchaus verschieden und so ganz abweichend, daß sich keine Möglichkeit zeigt, sie auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückführen zu können.

Die großen Folgen dieser Sprachvergleichung für die älteste Geschichte vom Ursprunge der Völker und ihren frühesten Wanderungen, werden in der Folge der Gegenstand der Untersuchung sein. In diesem ersten Buche begnügen wir uns, jene Sätze selbst, einfache aber viel umfassende Resultate gewissenhafter Forschung zu begründen und deutlich zu machen.

Zweites Kapitel.

Von der Verwandtschaft der Wurzeln.

Daß die behauptete Verwandtschaft nicht irgend auf etymologischen Künsteleien beruhe, deren man ohne die rechte Quelle gefunden war, so viele ersonnen hat, sondern daß sie dem unbefangenen Forscher als einfache Thatsache sich darbiete, werden einige Beispiele am deutlichsten zeigen können.

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fodern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dieß allerdings eine Analogie

auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen.

Ich führe zunächst einige indische Worte an, welche dem Deutschen eigenthümlich sind. Shrityoti — er schreitet, vindoti — er findet, shlißyoti — er umschließet; Onto — das Ende, Monuschyo — der Mensch, Shvosa, Svostri — die Schwester, Rotho — das Rad, Bhruvo — die Brauen der Augen, Torsho — der Durst, Tandovon — der Tanz, Ondani — die Enten, Noko — der Nagel, sthiro — unbeweglich, stier, Oshonon — das Essen u. s. w.

Andre Wurzeln stimmen mehr mit der Form der Worte überein, die sich in den verwandten Mundarten darbietet. Yūyon — ihr, Englisch you; shvopno — der Schlaf, Isländisch sveffn; lōkote — er sieht, das altdeutsche Lugen. Upo — auf, stimmt mit dem Nieder-

deutſchen überein; desgleichen vatſi, vetti — du weißt, er weiß, dem auch das lateiniſche videt verwandt, doch mit etwas veränderter Bedeutung. Das Niederdeutſche iſt für die Etymologie überhaupt wichtig, weil ſich die ältern Formen oft grade hier erhalten haben. Rokſho und Rakſhoſo — Rieſe, könnte das alte Recke ſein.

Wir haben hier nur einige wenige eigenthümlich Deutſche Wurzeln zum Beiſpiel angeführt, um allen Zweifeln entgegen zu kommen; nicht ſolche Worte, die das Deutſche mit dem Lateiniſchen und mit mehren der abgeleiteten Sprachen gemein hat, wie Naſa — die Naſe, miſhroti — er miſcht, Namo der Nahme; oder insbeſondre mit dem Perſiſchen, wie Tvari — die Thür تر, Bondhon — das Band بند, Ghormo — warm گرم, Gauh die Kuh گاو. Noch verweilen wir bei den allen dieſen Sprachen gemeinſchaftlichen Benennungen von Vater, Mutter, Bruder und Tochter; im Indiſchen Pita, Mata, Bhrata, Duhita; wobei ich nur bemerke, daß alle dieſe Worte im Accuſativ und einigen andern Caſus ein r an-

nehmen, pitovon, den Vater u. ſ. w. Mehrere beſonders merkwürdige dieſer gemeinſchaftlichen Worte werden ſpäterhin vorkommen.

Aus der griechiſchen Sprache wählen wir vorzüglich nur ſolche Beiſpiele aus, die zugleich die Aehnlichkeit und Gleichheit der Structur zeigen, oder einfache Grundbeſtandtheile der Sprache ſind. Osmi, oſi, oſti — ich bin, du biſt, er iſt — ſtimmt ganz mit εσμι, εσσι, εστι überein, wenn wir in den erſten beiden Fällen für εμι und εις die ältere Form nehmen. An das o ſtoße man ſich nicht; es iſt der kurze Vokal, der wenn er nicht Anfangsbuchſtabe iſt, im Worte ſelbſt nicht geſchrieben wird, dem grammatiſchen Syſtem zufolge ein kurzes a bedeutet, in der herſchenden Ausſprache aber meiſtens als kurzes o, in einigen Worten als kurzes e lautet.

Noch ein Beiſpiel mag die Aehnlichkeit beſtätigen. Dodami, dodaſi, dodati — ich gebe, du giebſt, er giebt — ganz wie διδωμι u. ſ. w.; das lange a ſtimmt indeſſen mehr zu dem römiſchen das, dat. — Ma iſt eine jüdiſche Negation, wie im Griechiſchen μη. Der kurze Vokal o oder a wird in derſelben Bedeu-

tung den Worten präfigirt, wie das α privativum. Dur wird in derselben Bedeutung präfigirt, wie das griechische δυς, im Persischen دشمن, wie دشمن — der übelgesinnte, der Feind, indisch durmonoh. Die indische Sprache hat mit der griechischen, lateinischen und deutschen nicht nur die Eigenschaft gemein, daß sie der ursprünglichen Bedeutung der Zeitwörter durch vorgesetzte Partikeln die mannichfaltigsten Nebenstimmungen geben kann, sondern die meisten aller der Partikeln, deren sie sich zu diesem Zweck bedient, finden sich in den genannten Sprachen wieder. Dem Indischen und Griechischen sind folgende gemein: son genau dasselbe wie das griechische συμ; poti ist das alte ποτι für προς; onu bedeutet nach wie ανα. Pro findet sich in derselben Bedeutung auch im Lateinischen wie im Griechischen; ā hat die Bedeutung des lateinischen ad, des Deutschen an; die verneinende Partikel no stimmt mit dem Lateinischen und Deutschen überein; upo ist das Deutsche auf nach der niederdeutschen Aussprache, ut das Deutsche aus nach derselbigen.

Wie viel Uebereinstimmung in solchen einfachen Grundbestandtheilen der Sprache beweise, ist jedem bekannt, der sich mit Forschungen der Art beschäftigt hat. Um so mehr übergehen wir Worte, wo die Uebereinstimmung nur die Wurzel betrift, ohne weitere Merkwürdigkeit; wie osthi — Knochen, ὀστεον; prathomo — der erste, πρωτος; etaroh — ein andres, das andre, ἑτερον; udaka — Wasser, ὑδωρ; druh und drumoh — der Baum, δρυς; labho — das Nehmen, Empfangen, lobhote — er nimmt, verwandt mit λαβω, λαμβανω; pibote — er trinkt, πιει; sevyoti er verehrt und er wird verehrt, σεβειν u. s. w. Masoh — der Monath, μηις; Chondro der Mond heißt auch Chondromah, wo die letzte Sylbe wohl die Wurzel ist, von der masoh und auch das Persische ماه abzuleiten ist, wie auch das Deutsche Mond, im Niederdeutschen Mahn.

Nur aus der römischen Sprache, in welcher die Zahl der indischen Würzeln vielleicht mit am größten ist, führen wir einige Beispiele der sonderbaren Gleichheit wegen an. Vohoti — vehit, vomoti — vomit,

vortate — vertitur, ſvonoh — ſonus, nidhih — nidus, ſorpoh — ſerpens, navyon — navis, danon — donum, dianon — der Tag, dies, vidhova — vidua, padon — pes, pedis; aſyon — das Antlitz, os, yauvonoh — iuvenis, madhyoh — medius, yugon — jugum, von yunkte — iungit und iungitur; eine ſehr weitverbreitete Wurzel, welche in den abgeleiteten Bedeutungen auch in der philoſophiſchen Terminologie der Indier eine wichtige Stelle einnimmt. Ferner roſoh — der Saft, ros; viroh — der Held, vir; dontah — dentes, Perſiſch دنـدان; ſorah — ſeries; keſhoh — das Haar, findet ſich noch in caeſa-ries, wovon Caeſar ſo viel als crinitus wohl beſſer abgeleitet wird, als auf die gewöhnliche Weiſe; agnih — das Feuer, ignis; patih — der Gebieter oder etwas beſitzend, deſſen mächtig — wird zur Bildung zuſammengeſetzter Worte grade eben ſo gebraucht wie das römiſche potens. Worte die man für ſchallnachbildend halten dürfte, wie ſhuſhyoti fugit, marmaroh — murmur, tumuloh — tumultus, übergehe ich ſo wie

viele andre, die bei genauer Unterſuchung wohl nicht zweifelhaft ſcheinen dürften, doch aber nicht ſo unmittelbar einleuchtend ſind als die eben angeführten.

Die indiſchen Worte, welche ſich im Perſiſchen wiederfinden, ſind dem eigenthümlichen Charakter dieſer Sprache gemäß am ſtärkſten abgekürzt, und nur ſelten ganz unverletzt erhalten wie rôjo — der Glanz, glänzend — in روشن. Nicht nur fällt die Endung meiſtens weg und wird das zweiſylbige Wort dadurch einſylbig wie apoh — Waſſer آب, oſpoh — das Roß اسپ, bhiſhmoh oder bhimoh — Schrecken — بيم, ſhirsh — das Haupt — سر; ſhakhoh — ein Zweig — شاخ, kamoh — Begierde — كام. Es gehen oft noch weſentlichere Beſtandtheile verlohren wie پا der Fuß — von pado oder pado, پر voll — von purnon, تن der Leib — von tonüh oder tpnuh, دہ zehn — von doſhoh, سیاہ ſchwarz — von ſhyamoh. Aus dem dreiſylbigen pavakoh, der Reiniger auch ein

Beiwort des Feuers, wird das einsylbige بر, rein. Kaum würde man mitroh — der Freund und dann auch ein Beiwort der Sonne — noch in مهر wiedererkennen, wenn nicht das Mithras der Alten, überhaupt aber die Analogie bei der großen Menge ähnlicher Fälle zu Hülfe käme. Wenn man die andern Beispiele vergleicht, möchte man immer glauben, daß auch دم — der Hauch — noch von dem indischen Atmoh der Geist u. s. w. komme, was sich in ατμη und Athem ganz erhalten hat. Für die Ableitung des Persischen wird es daher von großem Nutzen sein, wenn man auch auf die neuere oft schon abgekürzte Form Rücksicht nimmt, welche das alte Sanskritwort im Prakrit oder in den hindostanischen Mundarten annimmt.

Daß ein so überwiegender Hang zum Abkürzen, der selbst die Wurzeln und Stammsylben angreift, sich dem Onomatopoëtischen nähere und den Geist der Sprache wieder zu dieser Stufe hinführe, kann das Persische selbst zum Beispiel dienen; denn keine unter allen Sprachen, die

mit der indiſchen im nächſten Grade der Verwandtſchaft ſtehen, liebt die ſchallnachbildenden oder doch mit dem Schall ſpielenden Worte ſo ſehr als dieſe.

Im Lateiniſchen und nächſtdem im Deutſchen und Griechiſchen leiden die indiſchen Worte ungleich weniger Veränderung. Doch zeigt auch hier oft die unmittelbare Vergleichung, daß die indiſche Form die ältere ſei. Aus röktoh oder röhitoh kann wohl roth, aus Schleſhmo — Schleim, aus vohulon — viel werden, da die Worte wie das Gepräge des Geldes im Gebrauch und Umlauf ſich leicht abſchleifen und verwiſchen, aber nicht umgekehrt.

Oft treffen auch die an ſich ziemlich entfernten Formen der abgeleiteten Sprachen in dem indiſchen Worte, wie in ihrer gemeinſchaftlichen Wurzel zuſammen. Aus putroh (dem das celtiſche potr am treuſten geblieben iſt) kann eben ſo leicht puer als پسر werden; aus ſvedoh wird Schweiß nach der niederdeutſchen Ausſprache eben ſo gut abgeleitet als ſudor; in noroh trift das perſiſche نر und das griechi-

sche σπερ zusammen; in trasoh — Zittern und Furcht — das griechische τρεω, das lateinische tremo und das persische تَرسیدن; samudron — das Meer — vereinigt das Deutsche See und das griechische ὁδος; Knie würde man nicht von janu ableiten wollen, wenn nicht γονυ und genu den Uebergang zeigten.

Noch wichtiger ist es vielleicht, daß einige Worte der neuern Sprachen, die sich in diesen selbst nicht weiter auflösen lassen, aus dem Indischen sich ableiten und nach ihrer Zusammensetzung erklären lassen. Prandium z. B. wird gewiß ohne Zwang von dem indischen prahnoh — der Vormittag — abgeleitet, welches selbst aus der Partikel pro und ohoh der Tag, im fünften und sechsten Casus ohnoh zusammengesetzt ist. Eben so monile von moni Edelstein. Sponte kömmt mit dem Ablativ svante auch in der Bedeutung überein; svanton aber ist zusammengesetzt aus der Partikel svo und onto — quod finem suum in se habet.

Auffallend ist es, wie groß mannichmal selbst in einer bestimmten Flexion die Uebereinstimmung ist; ayonton z. B. und euntem, von yati,

er geht, auch eti, it; oder wie dieß auch bei zusammengesetzten Worten zutrift, wie Tvarsthito — der Thürsteher, Ontortvari — die innre Thür.

Auch bleibt es immer merkwürdig, obwohl man aus einzelnen Aehnlichkeiten der Art viel zu viel für das Ganze geschlossen hat, daß mehre griechische und römische Götternahmen, die in diesen Sprachen selbst keine Ableitung finden, aus dem Indischen erklärt werden können. Doch dieß gehört zum Theil einer andern Untersuchung an; wir beschränken uns hier einzig auf die Sprache, und übergehen alles, was nicht auf den ersten Blick gewiß ist und eine weitere Auseinandersetzung fodern würde. Nur das eine mag der Merkwürdigkeit wegen im Vorbeigehn angeführt werden, daß selbst der Nahme Roma's indisch sein dürfte. Zwar bietet sich das griechische ῥωμη dar, das aber auch ziemlich allein steht, und welcher Sprache das Wort ursprünglich angehöre, kann wohl kein Zweifel bleiben, wenn man betrachtet, wie weit das Geschlecht der Wurzel romo, romote, wovon roti, ramo u. s. w., sich im Indischen ausbreitet, welche Worte sämmtlich Freude,

besonders auch des Siegers und Helden bedeuten, und in dem alten Gedicht vom Ramo so oft zu Anklängen und schönen Anspielungen auf den Nahmen des Helden gebraucht werden.

Ein und dasselbe indische Wort trift in einer Umbiegung oft mehr mit der einen, in der andern mit einer andern der verwandten Sprachen überein. Chindonti z. B. ist fast ganz wie scindunt; der Infinitiv chettun aber nähert sich eher dem Deutschen scheiden; dem tonu ist tenuis ähnlicher als dünn, das Zeitwort tonôti (dessen Bedeutung tonu auch neben jener umfaßt,) stimmt mehr mit dem Deutschen dehnen überein, als mit dem Lateinischen in extendit. Zerstreute Glieder der abgeleiteten Sprachen finden sich im Indischen wie an der Wurzel zusammen; ut, das deutsche aus nach der niederdeutschen Form, ist schon angeführt worden: davon ist der regelmäßig gebildete Comparativ uttoron, das deutsche äußern; der regelmäßige Superlativ uttomón, das Lateinische ultimum, in der Bedeutung aber wie summum. Alle im Lateinischen, Deutschen, Persischen zerstreute Wörter von der Familie mors, mortalis, مرن, مردن,

morden, Mord, finden ihren gemeinschaftlichen regelmäßigen Ursprung in der indischen Wurzel mri, wovon mrityuh, morttyah, moronon u. s. w. Dasselbe gilt von der in allen vier Sprachen, der lateinischen, griechischen, persischen und deutschen so weit verbreiteten Wortfamilie Stehen und Stand; tisthoti — er steht — kömmt am meisten mit dem Griechischen überein; sthanon — der Ort — mit dem persischen ستان; sthiro — unbeweglich — das deutsche stier, ist schon angeführt worden. Auch janami, gigno, γεννάω, ist eine sehr fruchtbare Wurzel. Es sind deren zu viel, um sie alle anzuführen.

Als ein besonders lehrreiches Beispiel gemeinschaftlicher Abstammung aus dem Indischen wählen wir einige der vornehmsten Worte, die Geist, Denken, Wissen oder Reden bedeuten. Monoh, monoson ist das lateinische mens; das Zeitwort monyote — er denkt — finden wir in dem deutschen meinet. Motih ist das griechische μητις. Eine andre mit dieser und mit dem deutschen Muth verwandte Form liegt wohl in Amōdoh — Vergnügen, Anmuth —

zum Grunde; denn das a iſt auch in dem indiſchen Amṫo (dem vielleicht auch das perſiſche اميد Hoffnung, verwandt iſt) nur Präpoſition; von eben der Wurzel wäre dann unmadoh, wo un die nach dem Geſetz der Euphonie veränderte Präpoſition ut iſt; unmadoh — raſend, wörtlich ſo viel als exmens, was in dem Engliſchen mad noch verſtümmelt übrig ſein könnte. Atmoh, was ipſe und ſpiritus bedeutet, im Griechiſchen und Deutſchen ατμη und Athem, iſt ſchon vorgekommen. Desgleichen die Wurzel Vedo, wovon vetti, das deutſche Wiſſen; etwas abweichend in der Bedeutung, aber treuer in der Form iſt das lateiniſche video. Von der fruchtbaren Wurzel jna, die gleichfalls Wiſſen, Erkennen und Verſtehen bedeutet, das perſiſche شناختن, شنودن, شنيدن. Tiefes Sinnen und Nachdenken bezeichnet die Wurzel dhi, wovon dhîyote, das deutſche dichtet in der urſprünglichen Bedeutung, wie in Dichten und Trachten; ferner dhyayo, dhyayoti u. ſ. w. verwandt mit dachte. Vox kann von vocho oder von vakyon abgeleitet werden;

beide Formen sind gebräuchlich. Die Wurzel re bezeichnet Sprache und Rede, wie dieses letzte im Deutschen. Ganon heißt cantus; von der Wurzel gi, giyote er singt; im Persischen خوانديدن singen und lesen.

Die indischen Pronomina stimmen am meisten mit den römischen überein. Zwar tvan, Du — ist allen den abgeleiteten Sprachen gemein; ohon, ich — hingegen verschieden und höchstens nur in dem celtischen on noch sichtbar; der Dativ moya, mir — ist dem griechischen μοι am nächsten; das me, was statt man — mich, und auch im vierten und sechsten Casus gebraucht wird, dem Griechischen mit dem Römischen gemein. Von der Wurzel svo aber (wowon suus, a, um und sein), die als Partikel so oft präfigirt wird, um Beziehung auf sich selbst oder Kraft durch sich selbst zu bezeichnen, kommen auch Casus vor, die ganz den Römischen gleich sind, wie svon — suum, svam — suam u. s. w. Das Pronomen eschoh, escha, etot ist wohl die gemeinschaftliche Wurzel von is, ea, id und iste, ista, istud, da es in den abgeleiteten Casus

auch der beiden ersten Geschlechter meistens ein i annimmt; dahin gehört auch das zurückweisende ixi, was bald dem id, bald dem ita entspricht. Koh (in der Construction meistens kos), ka, kon entspricht noch dem qui, quae, quod selbst in einigen abgeleiteten Casus, wie kan — quam, wie das fragende kim dem quid; das Persische كه ist eben daher. Dagegen entspricht das schon angeführte yuyon dem Deutschen in der englischen Form you; das Pronomen soh findet sich im Hebräischen, und Arabischen, und auch im Altdeutschen; der Accusativ ton ist noch ganz das griechische τον, deutsch den; der Genitiv tosyo das deutsche dessen, der Pluralis te, das Deutsche die; tot, da der kurze Vokal eben so wohl a als o sein kann, entspricht dem deutschen das, niederdeutsch dat. Da oyom in den meisten Casus ein i annimmt, worin das y sehr oft regelmäßig übergeht, so könnte das persische ایں davon abgeleitet werden, womit jener verwandt. Noch mehres andre liesse sich beibringen, was uns aber zu tief in die Etymologie führen würde.

Hieher gehören auch die Zahlwörte. Eins, fünf, hundert und tausend — eko, poncho, shoto, sohosro — stimmen mit dem persischen يك, پنج, صد, هزار — überein. Die übrigen ersten — chotur — vier, im Slavischen chetyr, ausgenommen — sind genau wie in unsern Sprachen bis auf die abgeleiteten Zahladjektive; tvitiyoh, — tritiyoh — der zweite und der dritte — entspricht am meisten dem Deutschen; soptomoh (die Aspiration am Ende wird in der Construction oft in ein s verwandelt, dann also soptomos) soptoma, soptomon stimmt auf das genaueste mit dem römischen septimus, a, um überein; desgleichen duadosho, duodecim.

Bis jetzt haben wir nur solche Fälle angeführt, wo die Uebereinstimmung in den einzelnen Worten noch unmittelbar sichtbar ist. Wollten wir auf die Untersuchung der Wurzeln eingehen, wo die Verwandtschaft auch sicher genug ist, aber nur mehr Analyse erfordert — wie z. B. moho oder maho in magnus, mächtig und μεγ, oder volo, valo, was

Kraft bedeutet, in validus sichtbar; tomo — finster, mit dämmern, lōhitoh roth und brennend mit dem Deutschen Lohe, chestote — er sucht, begehrt — mit quaesitus und خواهيدن verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel goccho, goto, gomo, gamino sich viele abgeleitete wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie vījon — der Saame, in vis; guno die Eigenschaft, verschiedne Art und Weise, in كون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? ديو ist unstreitig devo, lateinisch divus und deus; obgleich ديو von bösen, devo immer

nur von guten Geistern gebraucht wird. In modhuroh — in der Construction modhuros — modhura, modhuron wird man maturus, a, um nicht verkennen, obgleich das indische Wort süß bedeutet; das Substantiv modhu, Honig, ist das deutsche Meth. Eben so lokoh, die Welt, der Weltraum — locus; vesthitoh, bedeckt — vestitus; mordjaroh, die Katze, das deutsche Marder. Thiernahmen gehen oft auf noch entferntere Gattungen über, wie vulpis, Wolf; ἐρῖφος — der Vogel, würde man gewiß nicht darauf kommen, mit mrigo — Wild überhaupt und besonders das Reh — zusammen zu stellen, wenn nicht die indische Wurzel auch die Jagd, überhaupt ein schnelles Fliehen und Verfolgen bedeutete. Topo und Tapo wird in den indischen Schriften so häufig für Buße gebraucht, daß man die ursprüngliche Bedeutung Hitze fast darüber vergißt, die dem römischen tepeo allein geblieben ist; obwohl auch die indische Wurzel sie noch beibehalten hat, selbst in den abgeleiteten Formen, wie tapoyittun — calefacere, das griechische θαλπειν. Auf diese Weise treten oft sehr ent-

Kraft bedeutet, in validus sichtbar; tomo — finster, mit dämmern, lōhitoh roth und brennend mit dem Deutschen Lohe, chestote — er sucht, begehrt — mit quaesitus und خواهيدن verwandt ist; oder an verschiedene Biegungen einer Wurzel gocho, goto, gomo, gamino sich viele abgeleitete wie gehen, going, kommen, caminus anreihen; — so würden wir statt einer Abhandlung ein vergleichendes Wörterbuch entwerfen und einen beträchtlich großen Theil aller der genannten Sprachen durchgehen müssen.

Aus dem gleichen Grunde haben wir uns auch solcher Beispiele enthalten, wo das Wort selbst zwar dasselbe geblieben ist, die Bedeutung aber eine kleine Ablenkung erlitten hat, wie ɔījon — der Saame, in vis; guno die Eigenschaft, verschiedne Art und Weise, in گون — die Farbe. Wer kann bezweifeln, daß morden und مردن dasselbe Wort seien, obgleich das erste active, das zweite passive Bedeutung hat? دیو ist unstreitig devo, lateinisch divus und deus; obgleich دیو von bösen, devo immer

Drittes Kapitel.

Von der grammatiſchen Structur.

Könnte man aber nicht vielleicht dieſen ganzen Beweis umkehren und ſagen: die Verwandtſchaft iſt auffallend genug und mag zum Theil gegründet ſein, woraus folgt aber daß die indiſche unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinſchaftlicher Urſprung ſei? Kann ſie nicht eben ſo gut erſt durch Miſchung der andern entſtanden ſein, oder doch dadurch dieſe Aehnlichkeit erhalten haben?

Nicht zu erwähnen, daß vieles von dem ſchon angeführten und auch manche andre Wahrſcheinlichkeit dagegen ſpricht, ſo werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entſcheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypotheſe, welche, was ſich in Indien Griechiſches findet, von den Seleuciden in Bac-

trien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher sein als die, welche die aegyptischen Pyramiden für natürliche Krystallisationen ausgeben wollte.

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat.

Wir sondern von den verwandten Sprachen zuerst die persische ab, deren Grammatik, welche von der arabischen durch den langen und alten Verkehr der beiden Völker sogar die persönlichen Suffixa angenommen hat, mit der indischen und den übrigen ungleich weniger übereinstimmt, als selbst jetzt noch die deutsche, der griechischen und römischen zu geschweigen. Stellt man aber alle Aehnlichkeiten zusammen, so sind sie allerdings von Gewicht.

Die Declination bietet am wenigsten dar, oder eigentlich nichts; man müßte denn den

Comparativ تر, wie im Griechiſchen und Indiſchen taro, hieher rechnen; und das Diminutiv durch k, wie im Deutſchen und Indiſchen, z. B. Manovokoh, Diminutiv von manovoh der Mann; دختركی, das Töchterchen. Ungleich mehr die Conjugation; Kennzeichen der erſten Perſon iſt m, was ſelbſt im Lateiniſchen verlohren iſt, im Indiſchen und Griechiſchen vollſtändiger mi lautet; von dem ſi der zweiten Perſon im Indiſchen und Griechiſchen iſt nur das i geblieben; Kennzeichen der dritten Perſon iſt t oder d, im Pluralis nd, wie im Lateiniſchen und Deutſchen; im Griechiſchen vollſtändiger ti und nti nach der ältern Form. Das perſiſche Participium praeſens und activum auf ndeh iſt wie das deutſche in nd, alt nde; das Participium praeteritum und paſſivum in deh mit einem vorangehenden gedehnten Vokal, ſtimmt mit dem lateiniſchen in tus, a, um und mit der altdeutſchen Form im Gothiſchen überein; dergleichen ſich auch unter den indiſchen Verbalibus finden, wie kritoh.

Auch darf nicht übergangen werden, daß die Endungen گار, وار, und دار, die an zusammengesetzten Adjectiven einen, der auf gewisse Weise handelt und etwas macht, oder geartet ist oder etwas besitzt, bezeichnen, den indischen karo und koro, voro und dhoro entsprechen; desgleichen die Endung مان dem indischen Particip auf mano. Die verneinenden Partikeln نه, ني und ما sind die indischen no, ni und ma; die Partikel بي, die in privativer Bedeutung präfigirt wird, wie das indische vi; ferner اندر und اندرون innen, wie das indische ontor und ontoron, und das schon angeführte Pronomen كه, indisch koh.

Vorzüglich aber die Hülfsverba است — osti, بود — gewesen, von bhovoti — er ist, im Prakrit — bhōdi, im Praeterito des Sanskrit obhūt. كردن — thun, machen — indisch korttun, ist, eben wie dieses in den neu-indischen Mundarten, ein allgemeines Hülfsverbum im Persischen; an einige Biegun-

gen der indiſchen Wurzel kri, wie kriyan, kriyote ſchließt ſich noch das lateiniſche creare an.

Es wäre zu wünſchen, daß jemand der mit allen Hülfsmitteln dazu verſehen wäre, Unterſuchungen darüber anſtellte, wie die perſiſche Grammatik ehedem beſchaffen geweſen, ob ſie ſich vielleicht in einigen Stücken geändert hat, und einſt der indiſchen und griechiſchen noch ähnlicher war, als ſie es jetzt iſt. Dieß würde mehr Aufſchluß und Beſtätigung geben, als eine noch ſo große Anzahl übereinſtimmender Wurzeln. Überhaupt wäre zu wünſchen, daß das Studium dieſer ſchönen Sprache auch in Deutſchland allgemeiner würde. Für Poeſie dürfte außer der Griechiſchen nicht leicht eine belohnender gefunden werden *). Die oft bemerkte Verwandt-

*) Die Pariſer Bibliothek iſt nicht nur ſehr reich an perſiſchen Manuſcripten, ſondern beſitzt auch an Herrn Chezy einen Gelehrten, der die vertrauteſte Kenntniß der Sprache überhaupt mit einem beſonders feinen und geübten Gefühl für die eigenthümlichen Schönheiten und Schwierigkeiten der perſiſchen Dichterſprache verbindet.

schaft des Persischen mit dem Deutschen ist ausserdem so groß, daß die Hoffnung wohl nicht übertrieben wäre, hier vielleicht manches zu finden, wodurch eins oder das andre in der ältesten germanischen Geschichte mehr erklärt würde. Wer das Persische zu seinem Hauptstudium erwählen will, sollte sich auch die slavischen Sprachen zu eigen zu machen suchen. Ihre Vergleichung, ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit kann vielleicht über manches Licht geben, was die Alten aus früher Zeit von Kriegen der Perser und Scythen berichten, und was jetzt einzeln und unerklärt da steht.

In der deutschen Grammatik finden sich außer denen, die sie mit der persischen gemein hat, noch mehre andre Uebereinstimmungen mit der griechischen und indischen. Im Deutschen wie im Indischen durchgängig ist n Kennzeichen des Accusativs, s des Genitivs. Die Endsylbe tvon bildet im Indischen die Substantiva der Beschaffenheit, grade so wie das Deutsche thum gebraucht wird. Der Conjunktiv wird zum Theil durch eine Veränderung des Vokals bezeichnet, wie in allen Sprachen, die der alten

Grammatik folgen. Eben so übereinstimmend ist die Bildung des Imperfectums durch Veränderung des Vokals in einer Gattung der deutschen Zeitwörter. Wird in einer andern das Imperfectum durch ein eingefügtes t gebildet, so ist dieß freilich eine besondre Eigenthümlichkeit, eben so wie das b im römischen Imperfectum; das Princip aber ist immer noch dasselbe, daß nehmlich die Nebenbestimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältnissen nicht durch besondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geschieht, sondern durch innre Modification der Wurzel.

Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothischen und Angelsächsischen für den Deutschen, des Isländischen für den skandinavischen Zweig unsrer Sprache; so finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechischen und Indischen, einen Dualis, genauere Geschlechts- und Verhältnißbestimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verlohren, sondern auch viele andre Flexionen, die jetzt schon etwas abgestumpft und weniger kenntlich sind; die dritte

Perſon im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beiſpiel, zeigen ſich wieder vollſtändig und in vollkommner Uebereinſtimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieſer alten Denkmahle der germaniſchen Sprache nicht der mindeſte Zweifel übrig bleiben, daß ſie ehedem eine ganz ähnliche grammatiſche Structur hatte, wie das Griechiſche und Römiſche.

Noch jetzt ſind ſehr viele Spuren dieſer ältern Sprachform im Deutſchen, im eigentlichen Deutſchen mehr, als im Engliſchen und in den ſkandinaviſchen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpoſitionen zu bilden, herrſchend iſt, ſo darf uns dieß um ſo weniger irre machen, da auch die ſämmtlichen aus dem Lateiniſchen abſtammenden romaniſchen Sprachen, wie nicht minder alle hindoſtaniſche Mundarten, wie ſie jetzt noch geſprochen werden, die ſich zum Sanſkrit etwa eben ſo verhalten, wie jene zum Lateiniſchen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äuſſern Urſache, um dieſe überall gleichförmig ſich zeigende Er-

scheinung zu erklären. Die kunstreiche Structur geht durch die Abschleifung des gemeinen Gebrauchs besonders in einer Zeit der Verwilderung gern verlohren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpositionen ist in der That die kürzeste und bequemste, gleichsam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es fast als eine allgemeine Regel aufstellen, daß eine Sprache um so leichter zu erlernen sei, je mehr ihre Structur sich schon vereinfacht und dieser Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechischen und römischen Grammatik stimmt die indische so sehr überein, daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind. Das Wesentlichste ist die Gleichheit des Princips, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehren Bestätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleich-

Person im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beispiel, zeigen sich wieder vollständig und in vollkommner Uebereinstimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieser alten Denkmahle der germanischen Sprache nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie ehedem eine ganz ähnliche grammatische Structur hatte, wie das Griechische und Römische.

Noch jetzt sind sehr viele Spuren dieser ältern Sprachform im Deutschen, im eigentlichen Deutschen mehr, als im Englischen und in den skandinavischen Mundarten übrig; wenn aber im Ganzen hier das Princip der neuern Grammatik, die Conjugation vorzüglich durch Hülfsverba, die Declination durch Präpositionen zu bilden, herrschend ist, so darf uns dieß um so weniger irre machen, da auch die sämmtlichen aus dem Lateinischen abstammenden romanischen Sprachen, wie nicht minder alle hindostanische Mundarten, wie sie jetzt noch gesprochen werden, die sich zum Sanskrit etwa eben so verhalten, wie jene zum Lateinischen, eine ähnliche Veränderung erlitten haben. Es bedarf auch keiner äussern Ursache, um diese überall gleichförmig sich zeigende Er-

scheinung zu erklären. Die kunstreiche Structur geht durch die Abschleifung des gemeinen Gebrauchs besonders, in einer Zeit der Verwilderung gern verlohren, entweder ganz allmählig, oder bisweilen auch mehr auf einmal; und jene Grammatik durch Hülfsverba und Präpositionen ist in der That die kürzeste und bequemste, gleichsam eine Abbreviatur zum leichten allgemeinen Gebrauch; ja man könnte es fast als eine allgemeine Regel aufstellen, daß eine Sprache um so leichter zu erlernen sei, je mehr ihre Structur sich schon vereinfacht und dieser Abbreviatur genähert hat.

Mit der griechischen und römischen Grammatik stimmt die indische so sehr überein, daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind. Das Wesentlichste ist die Gleichheit des Princips, alle Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung nicht durch angehängte Partikeln oder Hülfsverba, sondern durch Flexion d. h. durch innre Modification der Wurzel zu erkennen zu geben. Doch erstreckt sich zur mehren Bestätigung die Aehnlichkeit bis auf eine völlige Gleich-

heit mancher Biegungssylben oder Buchstaben. Das Futurum wird durch ein ſ gebildet wie im Griechiſchen; k o r ö m i — ich thue, k o r i ſ h y a m i — ich werde thun; das Imperfectum durch vorgeſetzten kurzen Vokal und die Endung n; b h v a m i — ich bin, o b h o v o n — ich war. Die auffallende Gleichheit der Geſchlechtsbiegung der Adjectiven mit den römiſchen, des medischen Comparativs mit dem griechiſchen, und der Perſonalendungen des Zeitworts mit den griechiſchen iſt ſchon angeführt worden, wie auch das Perfectum mit dem Augment. Dieſes ſtimmt auch darin mit dem griechiſchen überein, daß es die erſte Perſon nicht in mi oder o n, wie die andern Tempora, noch die dritte Perſon in t oder t i, ſondern beide mit einem Vokal endet; c h o k a r o — ich habe und er hat gethan, b o b h ú v o — ich bin geweſen und er iſt geweſen. Solche Uebereinſtimmung bis in die feinſten Einzelnheiten der Structur ſind gewiß mehr als eine bloße Merkwürdigkeit für jeden, der über Sprache nachgedacht hat. Die Endung der dritten Perſon des Imperativs iſt o t u, im Pluralis o n t u; die Endung des erſten Per-

ticips im männlichen Geschlechts o n. Doch es wäre überflüssig, alles anführen zu wollen, wo manches einzelne so auffallend übereinstimmend gefunden ward, daß es fast allein entscheiden könnte.

Der lateinische Infinitiv könnte mit seiner Endung in re eine große Abweichung scheinen; und allerdings ist dieß eine eigenthümliche Besonderheit des Römischen, wo es von den übrigen Sprachen gleicher Familie in der Bildung eines der wichtigsten Redetheile abgeht. Da indessen der indische Infinitiv auf t u n eben so oft oder noch öfter in der Bedeutung dem römischen Supinum, das ihm auch in der Form gleicht, als dem eigentlichen Infinitiv entspricht, so zeigt sich auch hier noch das Band der Aehnlichkeit, und ein Punkt des Uebergangs.

In der Declination entspricht der fünfte Casus in a t dem lateinischen Ablativ in ato, der siebte Casus des Pluralis in s h u, s h u u. s. w. dem griechischen σσι und φσι — der vierte und fünfte Casus in b h y o h, was in der Construction oft b h y o s wird, mit vorhergehendem langem Vokal, dem lateinischen Dativ und

Ablativ in bus. Den indiſchen Dativ des Singularis in ayo könnte man mit dem alten römiſchen in aï vergleichen, die Endung des Dualis in au mit der griechiſchen in ω. Auch in manchen Eigenthümlichkeiten oder beſondern Nebenbeſtimmungen der Grundregel ſtimmt die indiſche Declination mit den genannten Sprachen überein; Neutra z. B. lauten auch hier durchgängig im Accuſativ wie im Nominativ; im Dualis haben mehre Caſus, die in den andern Zahlen unterſchieden werden, nur eine und dieſelbe Biegung.

Was früher beiläufig von ähnlichen Uebereinſtimmungen vorgekommen iſt, wiederhohlen wir nicht, übergehen auch manches, was neben dem andern immer noch von Gewicht ſein dürfte. Allerdings bleibt bei der großen Uebereinſtimmung im Weſentlichen und Ganzen auch eine beträchtliche Verſchiedenheit im Einzelnen und mehr Zufälligen zurück. Hauptſächlich beſteht aber der Unterſchied doch darin, daß die indiſche Grammatik in derſelben Art, wie die griechiſche und römiſche, noch regelmäßiger, demſelben Geſetz der Structur, wenn ich ſo ſagen darf, noch treuer

und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese. Die griechische und römische Sprache declinirt, d. h. sie bestimmt die Verhältnisse des Substantivs nicht durch angehängte oder vorgesetzte Partikeln, wie größtentheils in den neuern Sprachen geschieht. Doch ist auch ihre Declination nicht vollständig genug, um der Beihülfe der Präpositionen ganz entbehren zu können. Die indische Declination bedarf derselben niemals; für die Verschiedenheiten, welche durch die Präpositionen — cum, ex, in — bezeichnet werden, die den lateinischen Ablativ so oft erst näher bestimmen müssen, hat sie eigne Casus. Ob man sagen dürfe, daß die indische Sprache gar keine irregulären Zeitwörter habe, wage ich nicht zu behaupten; gewiß aber ist es, daß dieß in gar keinem Verhältnisse, weder der Zahl noch dem Grade nach, mit der Unregelmäßigkeit der griechischen und römischen Zeitwörter steht. Die Conjugation selbst ist regelmäßiger; der Imperativ hat noch eine erste Person und steht in der Reihe der übrigen vollständigen Arten; auch ist die zweite Person des Imperativs nie so abgekürzt und verstümmelt, wie es im Persischen im-

mer, in den andern verwandten Sprachen doch sehr häufig der Fall ist. Die Art aus einem einfachen Zeitwort ein frequentatives oder desiderratives oder eines zu bilden, was bedeutet die Handlung verursachen und durch einen andern bewirken, ist durchaus gleichförmig und auf alle Wurzeln anwendbar. Die große Anzahl der aus dem Zeitwort sammt dem Infinitiv abgeleiteten Verbalia bilden ein noch vollständigeres Ganzes. Fast alle indischen Adjectiva sind Verbalia, regelmäßig aus einem Zeitwort abgeleitet; so wie fast alle Nomina propria bedeutende Epitheta; unter allen Sprachen läßt sich keine wohl so ganz aus sich selbst erklären als die indische.

Obwohl es zu viel gesagt sein würde, wenn man es auf alles ausdehnen wollte, daß sich das Griechische und Römische in Rücksicht der Grammatik zum Indischen wieder verhalte, wie die romanischen Sprachen zur lateinischen; so ist es doch unläugbar wahr, daß sie in einigen Punkten, durch die Beihülfe der Präpositionen und durch die schwankendere Unregelmäßigkeit, schon den Uebergang zu der modernen Gramma-

tik bilden, und daß die regelmäßige Einfachheit der indischen Sprache in der gleichen Structur ein untrügliches Kennzeichen des höhern Alterthums ist. Wichtig ist auch folgender Unterschied. Im Griechischen kann man noch wenigstens einen Anschein von Möglichkeit finden, als wären die Biegungssylben aus in das Wort verschmolznen Partikeln und Hülfsworten ursprünglich entstanden, obwohl man diese Hypothese nicht würde durchführen können, ohne fast alle jene etymologischen Künste und Gaukeleien zu Hülfe zu nehmen, denen man zuvor erst allen ohne Ausnahme den Abschied geben sollte, wenn man die Sprache und ihre Entstehung wissenschaftlich d. h. durchaus historisch betrachten will; und kaum möchte sichs auch dann noch durchführen lassen. Beim Indischen aber verschwindet vollends der letzte Schein einer solchen Möglichkeit, und man muß zugeben, daß die Structur der Sprache durchaus organisch gebildet, durch Flexionen oder innre Veränderungen und Umbiegungen des Wurzellauts in allen seinen Bedeutungen ramificirt, nicht bloß mechanisch durch angehängte Worte und Parti-

kein zusammengesetzt sei, wo denn die Wurzel selbst eigentlich unverändert und unfruchtbar bleibt. Daß eine so kunstreiche Grammatik dennoch sehr einfach seyn könne, zeigt das Beispiel der indischen selbst am besten. Es wird auch nichts dazu vorausgesetzt als etwas, was man doch wohl annehmen muß, um den Ursprung der Sprache auf eine deutliche und verständliche Art zu erklären; ein sehr feines Gefühl nehmlich für den unterscheidend eigenthümlichen Ausdruck, für die ursprüngliche Naturbedeutung, wenn ich so sagen darf, der Buchstaben, der Wurzellaute und Sylben; ein Gefühl, das wir uns jetzt, da das Gepräge der Worte durch langen Gebrauch verwischt, das Ohr durch die verworrne Menge allartiger Eindrücke abgestumpft worden ist, kaum mehr in seiner ganzen Regsamkeit und Lebendigkeit vorstellen können, was aber doch wohl vorhanden gewesen seyn muß, weil ohne dasselbe keine Sprache, wenigstens keine solche, hätte entstehen können.

Dieß feine Gefühl mußte dann mit der Sprache selbst zugleich auch Schrift hervorbringen; keine hieroglyphische nach äussern Natur-

gegenständen mahlende oder bildernde, sondern eine solche, welche den innern Charakter der Buchstaben, wie er so deutlich gefühlt ward, nun auch in sichtlichen Umrissen hinstellte und bezeichnete.

Viertes Kapitel.

Von zwei Hauptgattungen der Sprachen nach ihrem innern Bau.

Das eigentliche Wesen dieses in dem Indischen und allem, was aus ihm abgeleitet ist, herrschenden Sprachprincips wird durch den Gegensatz am besten deutlich gemacht werden können. Denn nicht alle Sprachen folgen dieser Grammatik, deren kunstreiche Einfachheit wir am Indischen und Griechischen bewundern, und auf deren Charakter wir im vorigen Kapitel aufmerksam zu machen suchten. In vielen andern und zwar in den meisten Sprachen finden wir die Merkmahle und Gesetze einer ganz von jener verschiedenen, ja ihr durchaus entgegengesetzten Grammatik.

Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbestimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erschöpft.

Ein merkwürdiges Beispiel einer Sprache ganz ohne Flexion, wo alles, was jene Sprachen durch diese andeuten, durch eigne schon für sich bedeutende Wörter verrichtet wird, bietet das Chinesische dar; eine Sprache, die mit ihrer sonderbaren Einsylbigkeit, wegen dieser Consequenz oder vielmehr vollkommnen Einfachheit der Structur, für das Verständniß der ganzen Sprachwelt sehr lehrreich ist. In gleicher Rück-

ſicht könnte auch noch die malayiſche Grammatik angeführt werden. Wichtig für die Charakteriſtik dieſer ganzen Gattung ſind die eben ſo ſchweren als ſonderbaren amerikaniſchen Sprachen. *) Denn trotz der zahlloſen Mannichfaltigkeit und gänzlichen Verſchiedenheit derſelben in Rückſicht der Wurzeln, wo oft bei mehren kleinen Völkerſchaften, die dicht neben einander wohnen, nicht ein Laut von Aehnlichkeit ſich zeigt, folgen ſie doch alle, ſo weit ſie bis jetzt bekannt ſind, einem und demſelben Geſetz des Sprachbaues; alle Bezeichnung der Verhältniſſe geſchieht durch Worte und Partikeln, die hier zwar ſchon mit dem Wurzelwort ſelbſt zuſammenwachſen, aber doch auch durchgängig noch für ſich und einzeln dieſelbe Bedeutung haben,

*) Dem berühmten Herrn Alexander von Humboldt verdanke ich die Mittheilung mehrer amerikaniſcher Wörterbücher und Sprachlehren, woraus die obigen und nachfolgenden Bemerkungen geſchöpft ſind. Auſſer zwei ziemlich ausführlichen Wörterbüchern und Sprachlehren der mexikaniſchen und der in Peru und im Reich Quito herrſchenden Quichuaſprache, wurden mir noch kürzere Handbücher über die Othomi, Cora, Huaſteca, Moſteca, Mixteca und Totonucaſprache mitgetheilt.

welche ſie dem Wurzelwort, an das ſie angefügt werden, verleihen. Es bilden die amerikaniſchen Sprachen ihre Grammatik durch Affixa und ſind wie alle Sprachen dieſer Gattung ſehr reich an Pronominalbeziehungen durch Suffixa und an den daher entſtehenden relativen Zeitwörtern und Conjugationen, deren auch das Baſkiſche*) nicht weniger als ein und zwanzig durch vorn oder hinten an das Hülfsverbum angefügte Pronomina zählt. Ob nun in einer Sprache dieſer Art die Partikeln durchgängig dem Wurzelwort hinten angehängt werden, wie im Baſkiſchen und in der Declination der amerikaniſchen Sprachen, oder vorn angefügt werden, wie im Koptiſchen, ob bald das eine bald das andre Statt findet, wie in der Conjugation der peruaniſchen, mexikaniſchen und andrer amerikaniſchen Sprachen, oder ob die Partikeln gar dem Worte ſelbſt eingeflochten werden, wovon man beſonders in einigen amerikaniſchen Sprachen ſehr

*) Nach Larramendi. Von dem ältern Herrn von Humboldt iſt vielleicht bald eine reichhaltigere und beſonders eine genauer beſtimmte und deutlichere Darſtellung dieſer merkwürdigen Sprache zu erwarten.

merkwürdige Beispiele findet, ist im Grunde für die Hauptsache einerlei; genug es ist eine Grammatik durch Anfügung von aussen, nicht durch Flexion.

Zwar kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte.

Der Stufengang der Sprachen, welche dieſer Grammatik folgen, wäre alſo dieſer. Im Chineſiſchen ſind die Partikeln, welche die Nebenbeſtimmung der Bedeutung bezeichnen, für ſich beſtehende von der Wurzel ganz unabhängige einſylbige Worte. Die Sprache dieſer ſonſt ſo verfeinerten Nation ſtünde alſo grade auf der unterſten Stufe; vielleicht, weil eben durch das ſo äuſſerſt künſtliche Schriftſyſtem die Kindheit derſelben zu frühe fixirt worden. In der baſkiſchen und koptiſchen, ſo wie in den amerikaniſchen Sprachen wird die Grammatik ganz und gar durch Suffixa und Präfixa gebildet, die faſt überall noch leicht zu unterſcheiden ſind und zum Theil auch noch für ſich eine Bedeutung haben; doch fangen die angefügten Partikeln ſchon an, mit dem Worte ſelbſt zu verſchmelzen und zu coaleſciren. Noch mehr iſt dieß der Fall im Arabiſchen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem gröſſern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieſer Gattung gehören, während doch manches andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da ſich ſogar ſchon eine einzelne Uebereinſtim-

mung mit der Grammatik durch Flexion zeigt. Im Celtischen endlich werden noch einzelne Spuren der Grammatik durch Suffixa gefunden; während im grössern Theile die neuere Weise, durch Hülfsverba zu conjugiren, durch Präpositionen zu declíniren, die herrschende ist.

Die grosse Menge der amerikanischen Sprachen, worüber, so wie über die gänzliche Verschiedenheit derselben in Brasilien und Paraguay nicht minder als in Alt- und Neu-Mexiko und selbst im Norden, geklagt wird, dürfen wir gewiss nicht als zufällig ansehen. Die Erscheinung ist zu gleichförmig, und die ähnliche Structur deutet auf ein gleiches Princip der Entstehung bei noch so grosser Verschiedenheit. Wir werden auch den Grund jener Sonderbarkeit dieser Sprachen leicht in ihrer Grammatik finden. In der indischen oder griechischen Sprache ist jede Wurzel mährhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim; denn weil die Verhältnissbegriffe durch innre Veränderung bezeichnet worden, so ist der Entfaltung freier Spielraum gegeben, die Fülle der Entwicklung kann ins Unübersehbare sich ausbreiten, und ist sofort

macht in der That bewunderungswürdig reich. Alles aber, was auf diese Weise aus der einfachen Wurzel hervorgeht, behält noch das Gepräge seiner Verwandtschaft, hängt zusammen und so trägt und erhält sichs gegenseitig. Daher der Reichthum einestheils und dann die Beständigkeit und Dauerhaftigkeit dieser Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden sein, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Stamm, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht auseinander treiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang eigentlich kein andrer, als ein bloß mechanischer durch äussere Anfügung. Es fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem

Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäufte Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth, und es sind diese Sprachen, sie mögen roh oder gebildet seyn, immer schwer, leicht verworren und oft noch besonders ausgezeichnet durch einen eigensinnig willkührlichen, subjektiv sonderbaren und mangelhaften Charakter.

Die Betrachtung der amerikanischen Sprachen kann übrigens von großem Nutzen seyn, nur diejenigen, welche immer noch hoffen, alle Sprachen, auch der Materie und den Wurzeln nach, auf einen gemeinschaftlichen Stamm zurückführen zu können, zu überführen, wie ganz unmöglich dieses sei. Wir müssen uns damit begnügen, daß jene Sprachen, in denen Flexion herrscht, auch den Wurzeln nach in eine gemeinschaftliche Quelle zusammengehen; die unbestimmbare Mannichfaltigkeit der andern Sprachen läßt sich nicht auf Einheit zurückführen.

welches zu bestätigen, ausser der unzähligen Menge amerikanischer Sprachen, auch Asien und Europa Beispiele genug anführen kann. In dem wenig bevölkerten Nordasien finden wir vier ganz verschiedne Sprachfamilien, des tatarischen, finnischen, mogolischen und tungusischen oder Mantchou-Stammes; und noch manche weniger ausgebreitete Mundart bleibt ausserdem übrig, welcher die Bearbeiter jenes Theils der Sprachkunde noch nicht einmal eine ganz schickliche Stelle in jener Eintheilung zu bestimmen wissen. Dazu kommt nun noch die tangutische oder thibetanische, die cingalesische, die japanische Sprache, und was nach Abzug der indischen und arabischen Einmischung im Malayischen, Eigenthümliches und Unbekanntes in den Mundarten der Inseln zwischen Indien und Amerika übrig bleibt, und wiederum noch auf zwei grundverschiedne Sprachfamilien der Malayen und der negerartigen Papuas zurückgeführt wird. Auf der östlichen Halbinsel Indiens zählt Symes sechs verschiedne Sprachen, wovon mehre selbst in den Zahlworten, diesem so wichtigen Grundbestandtheile, ganz verschieden sind; die Burma-

ſprache, die wieder in vier Mundarten zerfällt, wovon die hauptſächlichſte die von Ava iſt, ſchließt ſich durch ihre Einſylbigkeit an das Chineſiſche an; verwandt mit dieſer iſt die Sprache Kyoun zwiſchen Bengalen, Arakan und Burma, ſo wie einige Dialekte in Pegu; die Pegu-Sprache ſelbſt iſt aber nach Symes noch ganz verſchieden, ſo wie die im Lande Meckley, ſüdlich von Aſam, und die Sprache in Siam, von der die der ſüdlichen Cingaleſen abgeleitet ſeyn ſoll. Es bleibt alſo, ungeachtet einiger Verwandtſchaft, immer eine für eine ſolche Völkerzahl ſehr große Verſchiedenheit übrig. Wenn man nun erſt das Koptiſche, Baſkiſche, den nicht lateiniſchen Theil des Wallachiſchen und Arnautiſchen und ſo manche andre merkwürdige Sprachreſte im weſtlichen Mittelaſien, am Kaukaſus und in Europa, die ganz einzeln ſtehen, hinzunehmen wollte, ſo wird wohl jeder den Gedanken aufgeben müſſen, alle dieſe Sprachen auf eine gemeinſchaftliche Urſprache zurückführen zu wollen. Abermahls alſo ein großer Hauptunterſchied der beiden Sprachgattungen. Der Sprachen durch Affixa giebt es ſehr viele unter ſich ganz verſchiedne;

die Sprachen durch Flexion zeigen um so mehr innere Verwandtschaft und gegenseitigen Zusammenhang auch in den Wurzeln, je höher man in der Geschichte ihrer Bildung hinauf steigt.

Man würde mich indessen ganz mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausschliessend erheben, die andre unbedingt herabsetzen. Die Welt der Sprache ist zu umfassend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß sich die Sache so einfach durch einen schneidenden Richterspruch ausmachen liesse. Wer wird die hohe Kunst, die Würde und erhabne Kraft der arabischen und hebräischen Sprache läugnen können? Sie stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschliessend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäussert. Daß die Sprachen, wo die Flexion in der Struc-

tur herrscht, im Allgemeinen den Vorzug haben, wird man nach reifer Untersuchung wohl zugeben; wie sehr aber auch die schönste Sprache entarten könne, das erfahren wir an unsrer eignen von Natur gewiß edlen Sprache in verwahrlosten Mundarten oder bei schlechten Schriftstellern zur Genüge, ohne daß wir uns auf ähnliche Beispiele bei Griechen und Römern zu beziehen brauchten.

Der Gang der bloß grammatischen Kunst und Ausbildung ist in den beiden Hauptgattungen grade umgekehrt. Die Sprache durch Affixa ist im Anfang ganz kunstlos, wird aber immer künstlicher, je mehr die Affixa mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; in den Sprachen durch Flexion hingegen geht die Schönheit und Kunst der Structur, durch den Hang sichs zu erleichtern, allmählig mehr und mehr verlohren, wie wir es sehen, wenn wir manche deutsche, romanische und jetzige indische Mundarten mit der ältern Form, aus der sie abstammen, vergleichen.

Daß die amerikanischen Sprachen im Ganzen auf einer niedern Stufe stehen, wird man nicht läugnen. Dahin gehört der auffallende

Mangel mancher wesentlichen Buchstaben, wie des b, d, f, g, r, ſ, j, v als Conſonanten, im Mexikaniſchen; des b, d, e, f, k und x, in der Quichuaſprache, wo auch das o faſt gar nicht vorkommt; des f, i, k, l, r, ſ, in der Othomi; des d, f, g, i, l, ſ, in der Coro; des b, d, f, r, in der Totonaca; des b, p, f, r, in der Mixteca; des f, r, ſ, k, in der Huaſtecaſprache. Zwar kann bei einigen dieſer Buchſtaben der weiche Conſonant durch den harten erſetzt werden; oder es ſchien den ſpaniſchen Bezeichnern einiges Mangel, was es doch an ſich nicht iſt. Was ſoll man aber ſagen, wo ſo weſentliche und unerſetzliche Conſonanten fehlen, wie r, l, ſ, oder die ganze Familie b, p, f? — Ferner die eigenſinnige Vorliebe für gewiſſe zuſammengeſetzte Laute, wie tl im Mexikaniſchen. Die auſſerordentliche Schwierigkeit, die aus den vielen über einander gehäuften Affixis bei der groſſen Menge von Partikeln entſteht, beſonders an Zeitwörtern, um die verſchiedenen Perſonalbeziehungen, oder den bloſſen Anfang, Wunſch oder die daurende Gewohnheit, Verrichtung durch einen andern, Gegenſeitigkeit oder häufige Wieder-

hohlung der Handlung zu bezeichnen, dürfte es eher bestätigen als widerlegen; wie manche Sonderbarkeit der Grammatik, die mehren in den Wurzeln ganz verschiednen amerikanischen Sprachen gemein ist. So giebt es in sehr vielen kein Genus, keinen Casus und Pluralis, auch keinen Infinitiv, dessen Stelle im Mexikanischen und Peruanischen das Futurum mit dem Zeitwort ich will vertritt, oder das Zeitwort esse fehlt, oder das Adjectiv ist wie in der Oquichuasprache mit dem Genitiv des Substantivs eins, so daß Runap, von Runa der Mensch, zugleich des Menschen und Menschlich bedeutet.

Aber manche dieser Sprachen sind demungeachtet gewiß nicht nur sehr kraft- und ausdrucksvoll, sondern auch verhältnißmäßig gebildet und kunstreich. Dieß mag besonders mit der Oquichua oder peruanischen Sprache der Fall sein. Vielleicht wurden die Yncas eben durch ihre Vorzüglichkeit und schon größere Allgemeinheit bewogen, sie mit Gewalt zur ganz allgemeinen zu machen, wie sie es nach der alten Ueberlieferung gethan haben sollen. Im peruanischen Wörterbuche habe ich auch, wie wohl sparsam, doch einige indische

Wurzeln gefunden; wie veypul, groß, indiſch vipulo; Acini, lachen, indiſch hoſono u. ſ. w.; am merkwürdigſten iſt Inti, die Sonne, indiſch Indro. Iſt die Sage gegründet, daß die Yncas ihre eigne ihnen allein bekannte und erlaubte, jetzt völlig untergegangne Sprache hatten, ſo haben ſich jene Wurzeln vielleicht aus dieſer in die gemeine Sprache verlohren; da es ohnehin aus den chineſiſchen Geſchichtsbüchern, die de Guignes uns bekannt gemacht hat, klar erhellt, daß die Stifter des peruaniſchen Reichs und der peruaniſchen Bildung oſtwärts von China oder den indiſchen Inſeln hergekommen ſeien.

Fünftes Kapitel.

Vom Ursprunge der Sprachen.

Es würden die Hypothesen über den Ursprung der Sprache entweder ganz weggefallen sein, oder doch eine ganz andre Gestalt gewonnen haben, wenn man sie, statt sich willkührlicher Dichtung zu überlassen, auf historische Forschung gegründet hätte. Besonders aber ist es eine ganz willkührliche und irrige Voraussetzung, daß Sprache und Geistesentwickelung überall auf gleiche Weise angefangen habe. Die Mannichfaltigkeit ist im Gegentheile auch in dieser Rücksicht so groß, daß man unter der Menge leicht irgend eine Sprache als bestätigendes Beispiel fast für jede bis jetzt ersonnene Hypothese über den Ursprung der Sprachen wird auffinden können.

Man gehe zum Beispiel das Wörterbuch der Mantchousprache durch, und man wird erstau-

nen über die ganz unverhältnißmäßige Menge von klangnachahmenden und onomatopoëtischen Worten, da wirklich ein großer Theil der gesammten Sprache aus solchen besteht. In der That, wäre dieß eine der wichtigsten Hauptsprachen, wären noch viele andre Sprachen eben so beschaffen, so würde man der Meinung, welche alle Sprache aus diesem Princip entstehen läßt, den Vorzug geben müssen. Aus diesem Beispiel kann man aber auch sehen, welche Gestalt eine Sprache etwa hat und haben muß, die größtentheils auf diesem Wege entstanden sein mag, und wird den Gedanken aufgeben, Sprachen, die ein ganz andres Ansehen haben, auf eben die Art erklären zu wollen. Man betrachte die ganze Familie jener Sprachen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben. Im Deutschen ist die Anzahl der klangnachahmenden onomatopoëtischen Worte zwar unbedeutend im Vergleich mit dem zuvor angeführten Beispiel, aber doch noch sehr beträchtlich, vielleicht nicht viel minder als im Persischen, welches man aus der Einmischung tartarischer, slavischer und andrer nordischen Sprachen erklären mag; im Griechischen und noch

mehr im Römischen werden ihrer immer weniger, und im Indischen verschwinden sie so durchaus, daß selbst die Möglichkeit einer solchen Entstehungsart des Ganzen wegfällt.

Wie sind denn aber jene verwandten Sprachen durch Flexion, wie ist das Indische, oder falls auch dieses zwar die ältere aber doch auch nur eine abgeleitete Form ist, wie ist diejenige Sprache entstanden, welche wo nicht für alle andre, doch für diese Familie die Ursprache und der gemeinschaftliche Quell war? — Einiges vorläufige läßt sich auf diese wichtige Frage mit Gewißheit antworten; sie ist nicht aus einem bloß physischen Geschrei und allerlei schallnachahmenden oder mit dem Schall spielenden Spruchversuchen entstanden, wo dann allmählig etwas Vernunft und Vernunftform angebildet worden wäre. Vielmehr ist diese Sprache selbst ein Beweis mehr, wenn es dessen noch bei so vielen andern bedarf, daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevollem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß

wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt.

Wie nun der Mensch in seinem Ursprung zu dieser bewundrungswürdigen Gabe lichter Besonnenheit gelangt sei, und wenn dieß nicht allmählig, sondern mit einemmale geschah, ob es allein aus dem, was wir jetzt seine natürlichen Vermögen nennen, erklärt werden könne, darüber wird das folgende Buch wenigstens zum weitern Nachdenken Veranlassung geben, wenn es die Denkart, welche wir, so weit historische Forschung reicht, als die älteste finden, darlegt, um zu erwägen, ob sich etwa unzweideutige Spuren des noch Aeltern und Ersten darin zeigen möchten. Für die Sprache aber ist durchaus überflüssig, sie anders als ganz natürlich erklären zu wollen;

wenigstens liegt in ihr selbst gar kein Grund zur Voraussetzung einer fremden Beihülfe. Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben, da man behauptet, sie seien anfangs alle gleich wild und roh gewesen; eine Behauptung, die durch so viele der angeführten Thatsachen hinreichend widerlegt wird.

Wie der Mensch also zu jener Besonnenheit kam, das ist eine andre Frage; mit derselben aber, mit dem tiefem Gefühl und der Geistesklarheit, die wir darunter verstehen, ist auch die Sprache gegeben; und zwar eine so schöne, kunstreiche Sprache als die, von der hier die Rede ist. Mit dem hellen Blick für die natürliche Bedeutung der Dinge, mit dem feinen Gefühl für den ursprünglichen Ausdruck aller Laute, welche der Mensch vermöge der Sprachwerkzeuge hervorbringen kann, war ja auch der feine bildende Sinn gegeben, der Buchstaben trennte und einte, die bedeutenden Sylben, den eigentlich geheimnißvollen und wunderbaren Theil der Sprache, erfand und auffand, bestimmte und biegend veränderte, zu einem lebendigen Gewebe, das nun

durch innre Kraft weiter fortwuchs und sich bildete. Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwickelung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebäude, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demselben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden, die noch nicht sinnbildete, wie es später beim Unterricht wilder Völker geschah, sondern aus Zeichen bestand, die dem Wesen der einfachen Sprachbestandtheile nach, dem Gefühl der damaligen Menschen wirklich entsprachen.

In welchem Zustande die andern Sprachen, welche die Spuren eines dürftigeren und roheren Ursprungs an sich tragen, sich befinden möchten, wenn sie der hülfreichen Einmischung jener schon ursprünglich schönen Sprache entbehrt hätten, dieß zu untersuchen, würde uns hier zu weit führen. Genug, daß auch die Sprache wohl durchaus verschieden ausfallen, und eine ganz andre Gestalt annehmen mußte, je nachdem der Mensch im Lichte der Besonnenheit ein-

hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinationsſpiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen

ganz methaphyſiſchen, läßt ſich das hohe Alter ſogar hiſtoriſch aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologiſch aus den zuſammengeſetzten Worten nachweiſen. Es iſt eben auch eine von den ungegründeten Vorausſetzungen, daß in der älteſten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantaſie allein herrſche; bei vielen Sprachen iſt es wirklich ſo, aber nicht bei allen, beſonders nicht bei der indiſchen, die ſich zunächſt und urſprünglich wohl mehr durch philoſophiſchen Tiefſinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetiſche Begeiſterung und Bilderfülle, ſo ſehr ſie auch der erſten fähig, und obwohl die letzte in den ſchmuckreichen Gedichten des Kalidas ſogar herrſchend iſt.

Aber dieſe Poeſie gehört einer ganz ſpäten Epoche der indiſchen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je ſchlichter und proſaiſcher finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abſtract, ſondern durchaus ſinnvoll bedeutend und ſchön durch die einfache Klarheit. So iſt ſie in Monu's metriſch abgefaßtem Geſetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verſchie-

hiſtoriſch wahrſcheinlich, die allzu innig mit der indiſchen Denkart und Verfaſſung verwebt iſt, als daß willkührliche Neuerung oder eine bedeutende Umwälzung durch Vernachläſſigung ſo leicht als bei andern Völkern ſtatt finden konnte. Noch mehr wird dieß beſtätigt, wenn man den Bau dieſer Sprache ſelbſt betrachtet. Es iſt wahr, beinah die ganze indiſche Sprache iſt eine philoſophiſche oder vielmehr religiöſe Terminologie; und vielleicht iſt keine Sprache, ſelbſt die griechiſche nicht ausgenommen, ſo philoſophiſch klar und ſcharf beſtimmt als die indiſche; aber freilich iſt es kein veränderliches Combinationsſpiel willkührlicher Abſtractionen, ſondern ein bleibendes Syſtem, wo die einmal geheiligten tiefbedeutenden Ausdrücke und Worte ſich gegenſeitig erhellen, beſtimmen und tragen. Und dieſe hohe Geiſtigkeit iſt zugleich ſehr einfach, nicht durch Bilder den zuvor bloß ſinnlichen Ausdrücken erſt mitgetheilt, ſondern in der erſten und eigentlichen Bedeutung ſelbſt der einfachen Grundbeſtandtheile ſchon urſprünglich gegründet. Von manchem der Art, was zwar ganz klar iſt, aber doch keinen andern Sinn zuläßt als einen

ganz methaphysischen, läßt sich das hohe Alter sogar historisch, aus dem Gebrauch der Terminologie, oder etymologisch aus den zusammengesetzten Worten nachweisen. Es ist eben auch eine von den ungegründeten Voraussetzungen, daß in der ältesten Epoche jeder Sprache kühne Bildlichkeit und die Fantasie allein herrsche; bei vielen Sprachen ist es wirklich so, aber nicht bei allen, besonders nicht bei der indischen, die sich zunächst und ursprünglich wohl mehr durch philosophischen Tiefsinn und ruhige Klarheit auszeichnet, als durch poetische Begeisterung und Bilderfülle, so sehr sie auch der ersten fähig, und obwohl die letzte in den schmuckreichen Gedichten des Kalidas sogar herrschend ist.

Aber diese Poesie gehört einer ganz späten Epoche der indischen Bildung an; je höher wir bei dem bis jetzt bekannten in das Alterthum hinaufgehen, je schlichter und prosaischer finden wir die Sprache, aber freilich nicht trocken und leblos abstract, sondern durchaus sinnvoll bedeutend und schön durch die einfache Klarheit. So ist sie in Monu's metrisch abgefaßtem Gesetzbuch, wo die größere Alterthümlichkeit und Verschie-

lichkeit, die sich darbietet, wenn man den Blick, durch die äußre Hülle hindurch dringend, nur auf das Innre und Wesentliche richtet. Wie groß ist nicht die Verschiedenheit des Griechischen und Römischen für denjenigen, der nur mit einer der beiden Sprachen vertraut, die andre zum erstenmale kennen lernt? Er glaubt, in eine neue Welt zu treten. Derjenige aber, der nach langem Umgange mit beiden, in das Innre eingeht, und die Sprachen in der Geschichte ihrer Entstehung und in den einfachsten Bestandtheilen ergreift, so weit Thatsachen und darauf gegründete Forschung reichen mögen; urtheilt ganz anders und viel richtiger über die große Uebereinstimmung der beiden Formen, die dann fast nur als sehr entfernte Mundarten, nicht mehr als verschiedne Sprachen, erscheinen.

Wenn aber auch die Verwandtschaft nach diesem Maasstabe beurtheilt wird, so dürfte doch eine größere Verschiedenheit unter den Sprachen dieses Stamms übrig bleiben, als sich blos aus der verschiednen Lage und der verschiednen Richtung der Geistesentwicklung während eines sehr langen Zeitraums erklären läßt. Es muß noch

etwas andres hinzugenommen werden, was diese Verschiedenheit völlig erklärt; etwas, das sich theils grammatisch genau nachweisen läßt, theils aber durch historische Begebenheiten erklärt und wahrscheinlich gemacht wird.

Es haben alle diese abgeleiteten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedne Einmischung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat sie nothwendig unter sich noch mehr entfremden müssen. Ich rede nicht bloß von solchen Einmischungen, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, wo die eingedrungnen Wörter, weil sie nicht ganz in die grammatische Form der andern Sprache verschmelzen, sondern zum Theil ihre eigne behalten, sich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beispiele übrigens, welche einen sprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Beständheit jede ursprünglich edle, d. h. organisch entstandne und gebildete, Sprache hat, und wie schwer sie selbst durch die gewaltsamste Einmischung unterdrückt werden kann. Wie so ganz deutsch ist noch der Grundcharakter des Englischen,

und wie ganz verſchieden vom Arabiſchen iſt der des Perſiſchen geblieben! Ich rede auch von ſolchen Einmiſchungen, die noch älter und ſelbſt der Form nach noch mehr verſchmolzen ſind, weil ſie in eine Zeit trafen, da die Sprache noch jugendlich, bildſamer, aneignender und produktiver war, und daher dem erſten Blicke nicht ſo ſichtbar ſind, als der Analyſe.

Sie ſind oft auch für Geſchichte wichtig; ſo wie Geſchichte wieder zum Leitfaden dienen kann, ſie an dem rechten Orte zu ſuchen, und aus der wahren Quelle zu erklären. Finden wir nun zum Beiſpiel im Griechiſchen weit mehr arabiſche Wurzeln, als man anfangs glauben möchte, da die große Verſchiedenheit in Structur und Charakter der beiden Sprachen dieſe Uebereinſtimmung dem erſten Blicke ſehr verhüllt, ſo iſt dieß nicht mehr als ſich ohnehin erwarten ließ, nach dem vielfachen Verkehr der Griechen und Phönicier. Im Römiſchen müßte man, der Geſchichte von den älteſten Bewohnern Italiens zu Folge, mehr Einmiſchung von celtiſchen und cantabriſchen Wurzeln vermuthen. Die nahe Verwandtſchaft des Deutſchen mit dem

Persischen zeigt deutlich, wo sich dieser Zweig von dem Stamme absonderte; und die beträchtliche Anzahl von Wurzeln, welche die deutsche Sprache mit der türkischen gemein hat, kann selbst den Weg der Einwanderung mit bezeichnen helfen, der sich, wie noch durch manche andre Gründe fast zur historischen Gewißheit wird, längst dem Gihon und an der Nordseite des caspischen Meeres und des Kaukasus immer weiter nach Nordwesten zog. Kaum wird man übrigens eine der Lage und der Beschaffenheit nach auch noch so entfernte Sprache nennen können, in der sich nicht einige deutsche Wurzeln fänden: wie Jari, das Jahr — im Zend und Mantchou; Laygan, span. poner, legen in der Tagalasprache auf den philippinischen Inseln; rangio, übelriechend, im Japanischen — ranzig, auch einige wenige in der peruanischen Sprache. Dieses ist aus dem Durchzuge und Aufenthalte der germanischen Stämme in denjenigen Strichen Nord- und West-Asiens zu erklären, die von jeher der Sammelplatz der Völker, und die Bühne ihrer Wanderungen waren.

Wir beschränken uns in diesem Buche allein

auf die Sprache und das, was sich bloß aus dieser erklären läßt. Was sich weiter von historischen Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten anführen ließe, um die wunderbare Uebereinstimmung so weit entlegner durch große Länderstrecken und Meere getrennter Sprachen begreiflich und die ältesten Wanderungen der Völker deutlich zu machen, bleibt für das dritte Buch verspart. Aber in dem Gebiet der Sprache selbst findet sich noch vieles, wodurch der große Zwischenraum ausgefüllt wird und enger zusammen rückt, oder doch Punkte des Uebergangs gegeben werden. Ich rede nicht von jenen einzelnen Spuren des Deutschen, die in der Krimm, am Kaukasus und caspischen Meere gefunden wurden, noch auch überhaupt von so manchen, obgleich geringen, doch allerdings sehr merkwürdigen Ueberbleibseln sonst verlohrner Sprachen; sondern von noch jetzt bestehenden und blühenden Hauptsprachen und ganzen Sprachfamilien, die durch ihre gemischte Beschaffenheit und ihre Lage unter den Völkern den Zwischenraum zwischen der indischen und persischen Sprache auf der einen, der germanischen, grie-

chiſchen und römiſchen auf der andern Seite ausfüllen und einnehmen.

Die erſte Stelle unter dieſen verdient unſtreitig die armeniſche, in der man nicht nur römiſche und griechiſche, perſiſche und deutſche Wurzeln genug findet, und zwar ſolche, die zu den erſten und weſentlichſten Sprachbeſtandtheilen gehören; wie die Zahlen, Pronomina, Partikeln oder die nothwendigſten Zeitwörter. Um nur einige ſeltnere und beſonders merkwürdige anzuführen: kan, die lateiniſche Conjunction quam; mi, eins — verwandt mit dem Griechiſchen μια; hingh, fünf — quinque, ciurch — circa; ham, das griechiſche ἁμα, praefigirt wie συμ und con; die negative Partikel mi, griechiſch μη; praefigirt werden im gleichen Sinne an und ab, wie α und ab, a im Lateiniſchen, un im Deutſchen; aminajim, das lateiniſche omnis. Ferner einige Zeitwörter: lusauorim, ich leuchte — luceo; luzzim, ich löſe — λυω; uranam, ich leugne — αρνεομαι; zairanam, ich zürne; arnum, ich nehme — αρνυμι; tenim, ich ſetze — θειναι; Adim, ich haſſe — odium; udim, ich eſſe — edo; garodim,

ich habe Mangel — careo; lnum, ich fülle an — plenus; dam, ich gebe — do; im, ich bin — Englisch I am; pirim, ich trage — fero und بـرـن; porim, ich grabe — bohre; kam, ich komme — ich kam, und viele andre besonders auch persische Wurzeln. Oft sind es unverkennbar dieselben, nur daß sie etwas härter lauten, was vielleicht nicht bloß als allgemeine Eigenthümlichkeit aller gebirgigten Mundarten zu erklären ist, sondern auf höheres Alter deutet. Wichtiger noch aber sind die Uebereinstimmungen in der Structur; zum Beispiel luanam — lavo, luanas — lavas, luanan — lavant; das Futurum wird gebildet durch ʒiʒ — sʒis — sʒe; also derselbe Hauptlaut, wie im Indischen und Griechischen. Einige Participia in al stimmen dagegen mehr mit den slavischen Sprachen überein, so wie die dritte Person des Singularis luanay, lavat. Die Conjugation wird größtentheils durch Flexion gebildet, zum Theil jedoch auch durch Hülfsverba.

Gewiß ist das Armenische ein merkwürdiges Mittelglied, und kann über die Entstehung und Geschichte der asiatischen und europäischen Spra-

chen manchen Aufschluß geben. Ob nicht dasselbe auch von der Georgianischen Sprache gilt, fehlt es mir an Hülfsmitteln zu entscheiden. Um über das Zend und Pehlvi etwas bestimmtes festzusetzen, fehlt es grade an dem wichtigsten, einer ausführlichen Grammatik nehmlich. Die Declination im Zend hat viel Aehnlichkeit mit der georgianischen; das Pehlvi kennt den persischen Casus obliquus in ra, mehre persische Endungen der Substantive und Adjective in man u. s. w.; auch der eine Infinitiv in atan könnte mit dem persischen in ادن verglichen werden. Dieß wenige aber, alles was bis jetzt geliefert ward, ist freilich noch sehr unzureichend. Im Arabischen und Hebräischen findet sich nichts mit der indischen Grammatik übereinstimmendes, als etwa die weibliche Endung in a und i, und das Pronomen זֶה, ذا, indisch soh, gothisch sa, wovon noch das altdeutsche so. In den gemeinschaftlichen Wurzeln aber dürften auch diese Sprachen Spuren die Menge enthalten von dem Gange und der Mischung der Völker in den ältesten Zeiten. Wichtig wäre es genau zu bestimmen, in wie weit die hebräische Sprache an solchen der andern

Hauptgattung gemeinschaftlichen Wurzeln einen größern Vorrath hat als das Arabische; im Phönicischen war vielleicht die Annäherung noch stärker.

Die nächste Stelle nach der armenischen, in Rücksicht der immer noch sichtbaren obgleich entfernteren Verwandtschaft, nimmt unstreitig die große Familie der so weit verbreiteten slavischen Sprachen ein. Es ist nicht allein noch sehr viel Flexion in der Grammatik, sondern in einigen wenigen Fällen stimmt selbst das Kennzeichen der Biegung mit den übrigen verwandten Sprachen überein, wie in der ersten und zweiten Person des Präsens im Singularis und Pluralis. Bei sehr unvollkommnen Hülfsmitteln in diesem Fache sind mir doch mehre indische Wurzeln in slavischen Sprachen vorgekommen, und zwar auch solche, die in keiner andern der abgeleiteten Sprachen sich finden. Es müßte vor allem durch ein vergleichendes Wörterbuch und Sprachlehre deutlich gemacht werden, in welchem Verhältniß die verschiedenen slavischen Mundarten zu einander stehen, und welche derselben für die älteste und reinste gehalten werden darf, da-

mit man dieſe bei der Beurtheilung zum Grunde lege; ein Verfahren, das jederzeit beobachtet werden muß, wenn man einer ganzen Familie von Sprachen ihr Verhältniß zu den übrigen anweiſen will.

Ob die celtiſche Sprache auf einen gleichen Rang der Annäherung an den edlern Stamm wie die ſlaviſchen, Anſpruch machen dürfe, getraue ich mir nicht zu behaupten. Die gemeinſchaftlichen Wurzeln allein beweiſen nur Miſchung, von der dieſe Sprache ohnehin alle Kennzeichen an ſich trägt. Die Zahlworte allein ſind auch nicht entſcheidend; ſind ja doch im Koptiſchen zugleich die griechiſchen und andre eigenthümliche, vermuthlich altägyptiſche, im Gebrauch. In der bretagniſchen *) Mundart

*) Nach Le Brigant und Pinkerton; Shaw's, Smith's, Vallancey's und andrer Werke entbehrte ich. — Ausſerdem fehlte es mir auch für einige andre Sprachen an zureichenden Hülfsmitteln; auſſer den ſchon angeführten Fällen noch an dem Hauptwerk über die nordaſiatiſchen Sprachen, den neueſten und vollſtändigſten Be-

wird durch Präpositionen declinirt; in der reineren ersischen aber ist die Declination ganz anders und wird sonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchstabens des Wortes gebildet, der sich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Personalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (sprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben sein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Personalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte selbst im Koptischen zusammenschmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — sein Herr, Pesos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptischen und armenischen Sprache u. s. w. Ich hoffe um so eher bei Kennern solcher Untersuchungen Nachsicht deshalb zu finden, da sie am besten wissen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollständig in diesem Fache zu sein pflegen; da sie andrerseits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unſer Herr, Naos — meine Herren, Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen, eiomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baſkiſche gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſchcharakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok, on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mund-

wird durch Präpositionen declinirt; in der reineren erstischen aber ist die Declination ganz anders und wird sonderbar genug durch Veränderung des Anfangsbuchstabens des Wortes gebildet, der sich auch nach den präfigirten Partikeln, welche die Personalbeziehung bedeuten, richtet; z. B. mac — der Sohn, mhic (sprich wic) — des Sohns; pen — der Kopf, i ben sein Kopf, i phen — ihr Kopf, y'm mhen — mein Kopf. Eine Eigenthümlichkeit, die etwas ähnliches hat mit der Art, wie die Partikeln der Personalbeziehung mit dem präfigirten Artikel und dem Worte selbst im Koptischen zusammenschmelzen; Pos — der Herr, Paos — mein Herr, Pekas — dein Herr, Pefos — sein Herr, Pesos — ihr Herr,

---

arbeitungen der koptischen und armenischen Sprache u. s. w. Ich hoffe um so eher bei Kennern solcher Untersuchungen Nachsicht deshalb zu finden, da sie am besten wissen, wie wenig auch große Bibliotheken durchaus vollständig in diesem Fache zu sein pflegen; da sie andererseits doch auch hier im Einzelnen manches noch nicht bekannte werden gefunden haben.

Penos — unſer Herr, Naos — meine Herren, Nekos — deine Herren u. ſ. w. Die celtiſche Conjugation in der bretagniſchen Mundart wird durch ein Hülfswort gebildet; da aber in mehren Fällen die Zuſammenſetzung mit dem Suffixum ſich noch ganz unverſchmolzen und unverkennbar zeigt, wie eomp — wir gehen, eiomp — wir gingen, effomp — wir werden gehen, von omp — wir: ſo führt uns dieſe Analogie auf den andern Hauptſtamm der Sprachen, wozu auch die baſkiſche gehört, mit der die celtiſche jedoch nicht mehr gemein hat, als was durch Miſchung erklärt werden möchte. Für dieſen Miſchcharakter der celtiſchen Sprache dürfte auch die ſonderbare Eigenheit ſprechen, daß es nicht weniger als vier Wörter in der bretagniſchen Mundart giebt, welche Ich bedeuten; anon — koptiſch anok, on — indiſch ohon, in und me. Wie ſehr diejenigen irren, welche das Volk und die Sprache der Celten und der Germanen für eins oder auch nur für nah verwandt halten wollen, indem ſie Spuren der Miſchung beſonders in der bretagniſchen Mund-

art für Beweise der Gleichheit nehmen, ist wohl kaum nöthig, weiter zu erwähnen.

Selbst in solchen Sprachen, die am weitesten von der Familie der indischen, griechischen und germanischen entfernt liegen, findet man leicht noch irgend eine geringe Uebereinstimmung, wie die Endung der Adjective im Baskischen auf ezco, die im Spanischen nur selten vorkömmt, der deutschen auf isch, der griechischen in ικος gleicht. Die alten Völker sind durch Wanderung, Kolonien, Krieg und Handel zu sehr durch einander geworfen, als daß sich nicht solche ganz einzelne Spuren fast überall finden sollten.

Ich würde überhaupt den Leser zu ermüden und zu verwirren fürchten, wenn ich alles, was gesammelt und vorgearbeitet war, mittheilen wollte. Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt ist, nach welchen Grundsätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus historischer Stammbaum, eine wahre Entstehungsgeschichte der Sprache, statt der ehemaligen erdichteten Theorieen vom Ursprunge derselben, zu entwerfen wäre.

Das hier gesagte wird wenigstens hinreichend sein, um die Wichtigkeit des indischen Studiums, auch schon bloß von Seiten der Sprache betrachtet, zu beweisen; im folgenden Buche wollen wir es nun im Verhältniß zur Geschichte des orientalischen Geistes betrachten.

Ich schliesse mit einem Rückblicke auf William Jones, der durch die aufgezeigte Verwandtschaft und Abstammung des Römischen, Griechischen, Deutschen und Persischen aus dem Indischen zuerst Licht in die Sprachkunde, und dadurch in die älteste Völkergeschichte gebracht hat, wo bisher alles dunkel und verworren war. Wenn er aber die Verwandtschaft noch auf einige andre Fälle, wo sie doch ungleich geringer ist, ausdehnen, ferner die unbestimmbar große Menge der Sprache auf die drei Hauptzweige der indischen, arabischen und tatarischen Familie zurückführen, und endlich, nachdem er selbst zuerst die totale Verschiedenheit des Arabischen und Indischen so schön festgestellt hat, zuletzt doch bloß der Einheit zu Liebe alles aus einem gemeinschaftlichen Urquell herleiten will; so haben

wir dem vortrefflichen Manne in dieſen Stücken nicht folgen können, worin uns, wer die gegenwärtige Abhandlung aufmerkſam prüfen will, unſtreitig beiſtimmen wird.

Zweites Buch.

Von der Philosophie.

Erstes Kapitel.

Vorläufige Bemerkungen.

Es ist eine fast allgemein angenommene Meinung, daß der Mensch von einem Zustand ganz thierischer Dumpfheit angefangen, durch Noth von einer Anstrengung zur andern weiter getrieben, unter mancherlei äussern Veranlassungen und Anregungen, sich erst ganz allmählig zu einiger Vernunft empor gearbeitet habe. Wenn man aber auch keine Rücksicht darauf nimmt, wie sehr diese Ansicht aller gesunden Philosophie widerstreitet, so muß man doch gestehen, daß sie durch die älteste Geschichte durchaus nicht bestätigt, sondern vielmehr vor derselben als eine willkührlich erdichtete Meinung erfunden wird, und verschwindet. Auch ohne die Mosaische Urkunde,

welche wir für jetzt bei Seite setzen, um im dritten Buch darauf zurück zu kommen, zeigen die meisten und ältesten andern asiatischen Denkmale und geschichtliche Thatsachen einstimmig darauf hin, daß der Mensch seine irdische Laufbahn nicht ohne Gott angefangen habe. Besonders von Indien her zeigen sich sehr merkwürdige und unerwartete Aufschlüsse über den Gang der menschlichen Denkart in den ältesten Zeiten. Einiges ist schon aus dem Wenigen klar, was wir bis jetzt haben, und noch weit mehr läßt sich erwarten.

Nachdem wir im ersten Buche die Sprache der Indier in ihrem Verhältniß zu den übrigen merkwürdigsten asiatischen und europäischen Sprachen betrachtet haben, so wäre es vielleicht in der Ordnung in diesem zweiten Buche von der indischen Mythologie, als der Quelle so mancher andern, zu handeln; und allerdings würden wir, ohne auf einzelne oft täuschende Aehnlichkeiten so sehr einzugehen, als es bisweilen in den Schriften der calcutischen Gesellschaft geschehen ist, auch hier zeigen können, daß es wie in der Sprache, so auch in der Mythologie eine innere Structur giebt, ein Grundgewebe, dessen Aehn-

lichkeit bei aller sonstigen äussern Verschiedenheit der Entwicklung, doch noch auf einen verwandten Ursprung hindeutet. Es fehlt auch hier nicht an sehr überraschenden, und gewiß nicht blos zufälligen Uebereinstimmungen. Doch wird hier eine fast noch strengere Vorsicht erfordert, als bei der Sprache, denn die Mythologie ist in ihren Einzelnheiten noch schwankender und schwebender, und der flüchtige zarte Geist oft noch schwerer zu ergreifen, als in der Sprache. Mythologie ist das verflochtenste Gebilde des menschlichen Geistes; unendlich reich, aber auch höchst veränderlich in seiner Bedeutung, die doch allein das Wesentliche ist; darum muß alles und jedes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach Zeit und Ort aufgegriffen werden, und selbst die geringste Verschiedenheit ist hier wichtig. Die griechische und römische Mythologie z. B. sind wir gewohnt, wo es nicht auf historische Genauigkeit ankommt, für dieselbe anzunehmen und gelten zu lassen; wie groß aber die Verschiedenheit sei, ist denjenigen bekannt, welche in die ältern Zeiten beider Völker zurückgegangen sind, so daß man gewiß sehr Unrecht hätte, Venus und Aphrodite,

Mavors und Ares u. ſ. w. für eine und dieſelbe Gottheit zu halten. Aber auch von einer helleniſchen Stadt zur andern, welch ein Unterſchied! zwiſchen Korinth und Athen, oder zwiſchen Doriern in Sparta und Sicilien! Das Bild, einzelne Züge der Geſchichte, der Nahme ſelbſt einer Gottheit, iſt oft weit verbreitet, erhält ſich zum Erſtaunen lange, ſogar bei getrennten Völkern; aber der Sinn, die Bedeutung iſt doch eigentlich allein weſentlich, und wie geſtaltet ſich dieſe faſt immer und überall anders? Daher gehört wenigſtens ein ſehr großer Vorrath von Thatſachen und Quellen dazu, um das einzige zu verſuchen, was hier Aufſchluß geben kann, eine ausführliche Darſtellung des Ganzen nehmlich, nach allen ſeinen Einzelnheiten, nach den Abſtufungen der innern Entwicklung und äuſſern Einmiſchung bis auf jede Spur allmähliger Veränderung. Um dies für die indiſche Mythologie leiſten zu können, ſind unſre Hülfsmittel durchaus noch nicht vollſtändig genug.

Wir verlaſſen alſo hier den vergleichenden Weg des erſten Buchs, und geben ſtatt einer vergleichenden Analyſe der Mythologieen, wozu

es noch zu früh ist, lieber etwas, was allen Untersuchungen der Art zur sichern Grundlage dienen kann; eine Darstellung der orientalischen Denkart nehmlich, nach ihren wichtigsten Stufen und Verschiedenheiten. Freilich bleibt auch hier im Einzelnen noch vieles zu wünschen übrig, doch ist das, was wir schon jetzt haben, zureichend, um sich einen Begriff des Ganzen zu bilden, wenn man es nur versteht, sich in die alte Denkart zu versetzen; es ordnen sich die Thatsachen, wenn sie nur rein aufgefaßt werden, von selbst zur vollkommnen Deutlichkeit.

Als eben so viel Epochen der orientalischen Denkart betrachte man die einzelnen Theile der folgenden Darstellung, nicht als philosophische Systeme; denn wiewohl alle diese Denkarten wo nicht gleich, so doch später auch systematisch dargestellt worden sind, so waren sie doch ursprünglich alle mehr als bloß Philosophie. Gesondert haben wir diese Denkarten, weil sie wirklich gesondert sind, ihrem Geiste und auch der Geschichte nach; wie sich eine Denkart aus der andern durch allmählige Uebergänge entwickelt habe, oder durch den Gegensatz an sie schliesse, wird im Einzelnen

angezeigt werden. Bei jeder Epoche bemerken wir, was von indiſcher Mythologie oder Philoſophie zu dieſer gehört, die der andern aſiatiſchen Nationen nur da hinzunehmend, wo es zur Deutlichkeit oder Vollſtändigkeit des Ganzen beitragen kann.

Zweites Kapitel.

Syſtem der Seelenwandrung und Emanation.

Unter allen Philoſophieen oder Religionen, welche Aſien als ihr Vaterland erkennen, iſt keine ſo zuverläßig indiſchen Urſprungs, keine, mit Ausſchluß der moſaiſchen Urkunde, älter als das Syſtem der Emanation und Seelenwanderung. Das Weſentliche deſſelben wird im erſten Buche der Geſetze Monu's vorgetragen, einem Denkmale, dem keine geſunde Kritik ein geringeres Alter anweiſen wird, als dem älteſten, was die weſtlich europäiſche Welt irgend aufzuweiſen hat. Seit Jahrtauſenden, wie noch heute, iſt es die Grundlage der indiſchen Verfaſſung und Geſetzgebung, man kann ſagen des indiſchen Lebens, und eben ſo unverkennbar das Grundgewebe indiſcher Sage und Mythologie, der herrſchende Geiſt derſel-

ben. Nähern Aufschluß als die Gesetze des Monu geben, darf man ausser den Veda's vielleicht von der ältesten indischen Philosophie erwarten, welche Mimanso genannt wird, und vom Joimini, dem Verfasser des Samoved, gestiftet ward.

Wie genau und nothwendig Emanation, wenn sie nur in dem ursprünglichen und ältesten Sinn genommen wird, mit Metempsychose zusammenhänge, werden wir sogleich deutlich machen. Nur muß man freilich den Gedanken an alles dasjenige entfernen, was bei Chaldäern oder Griechen in spätern Zeiten Emanation hieß, da kein System mehr in seiner ursprünglichen Reinheit vorgetragen, sondern eine aus allen zusammengeflossene Mischung mit dem unbestimmten Namen der orientalischen Philosophie bezeichnet ward. Besonders darf man das System der Emanation nicht mit dem Pantheismus verwechseln. Demjenigen, der bloß an die dialektische Form der jüngern europäischen Philosophie gewohnt ist, erscheint zwar die größere Kühnheit und Fantasie jedes orientalischen Systems leicht pantheistisch, und allerdings finden sich der Ver-

bindungen in spätern Zeiten genug. Der ursprüngliche Unterschied ist jedoch sehr wesentlich; denn es wird die Individualität in der alten indischen Lehre keinesweges aufgehoben und geläugnet. Auch ist die Rückkehr der einzelnen Wesen in die Gottheit denselben nur möglich, nicht nothwendig, das beharrlich Böse bleibt ewig getrennt und verworfen; oder, wenn wir uns eines scheinbar neueren theologischen Ausdrucks, der aber dem alten Begriff ganz angemessen ist, bedienen dürfen: die Ewigkeit der Höllenstrafen ist mit dem System der Emanation keinesweges unvereinbar, macht vielmehr einen wesentlichen Bestandtheil desselben aus. In Beziehung auf das Gute und Böse kann keine größere Verschiedenheit Statt finden, als zwischen diesem System und dem Pantheismus. Der Pantheismus lehrt, daß alles gut sey, denn alles sey nur eines, und jeder Anschein von dem, was wir Unrecht oder Schlecht nennen, nur eine leere Täuschung. Daher der zerstörende Einfluß desselben auf das Leben, indem, man mag sich nun in den Ausdrücken auch drehen, und an den durch die Stimme des Gewissens überall hervor-

tretenden Glauben anschliessen wie man will, im Grunde doch, wenn man dem verderblichen Princip nur getreu bleibt, die Handlungen des Menschen für gleichgültig, und der ewige Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Recht und Unrecht, ganz aufgehoben, und für nichtig erklärt werden muß. Ganz anders in dem System der Emanation, wo vielmehr alles Dasein für unseelig, und die Welt selbst für im Innersten verderbt und böse gehalten wird, weil es doch alles nichts ist, als ein trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seeligkeit des göttlichen Wesens.

Auf dialektische Weise gegen die philosophische Richtigkeit dieses Systems zu streiten, dürfte sich nicht der Mühe verlohnen; denn auf Gründen der Art, auf Demonstrationen, beruht es nicht, hat vielmehr ganz die Form willkührlicher Erdichtung, so gut wie andre bloß dichterische Kosmogonien. Ein System kann es aber doch wohl genannt werden, denn es ist tiefer Zusammenhang darin, und diesem verdankt es vielleicht einen Theil der Gewißheit, die es für seine Anhänger seit Jahrtausenden mit sich führt, noch mehr der uralten Ueberlieferung und dem angeb-

lich göttlichen Ursprung. Und wohl lohnt es sich der Mühe, es zu verstehen, wäre es auch nur, weil es die älteste Denkart des menschlichen Geistes ist, die wir historisch kennen, und die auf die ganze nachfolgende Entwickelung und Geschichte desselben einen unübersehlichen Einfluß gehabt hat. Um es zu verstehen, muß man aber vor allem das Gefühl ergriffen haben, welches ihm zum Grunde liegt. Nachdem Monu die Erschaffung aller Naturkräfte, der lebendigen Wesen, Thiere und Gewächse besungen hat, die als eben so viele eingehüllte Geister gedacht werden, schließt er mit der allgemeinen Betrachtung:

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt sind diese all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.

So in Finsterniß gebunden, und doch innig gefühlvoll, des Todes und ihrer Schuld sich bewußt, wandeln sie auf der Bahn, die der Schöpfer ihnen von Anfang bestimmte, dem unausweichlichen Ziele entgegen.

Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,

In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin
zum Verderben sinkt.

In diesen Worten ist gleichsam die Seele des ganzen Systems ausgesprochen, das herrschende Grundgefühl desselben. Was die Dichter der Alten in einzelnen Sprüchen von dem Unglück des Daseins singen, jene traurigen Strahlen einer durchaus furchtbaren Welt-Ansicht, die sie in tiefbedeutenden Trauerspielen aus dem Gedanken eines dunkeln Schicksals über die Sagen und Geschichten von Göttern und Menschen verbreiten, sammle man sich in Ein Bild und allumfassendes Ganzes, und verwandle das vorübergehende dichterische Spiel in bleibenden ewigen Ernst, so wird man am besten das Eigenthümliche der alten indischen Ansicht aufgefaßt haben.

Daher die Lehre von den vier Zeitaltern, deren das folgende immer in einem bestimmten Verhältniß unvollkommner und unseeliger war, als das vorhergehende, bis auf das gegenwärtige vierte Zeitalter vollendeten Elends. Auf ähnliche Weise wird oft auch die Abstufung der vier Stände, als ein immer tieferes Herabsinken zur irdischen Unvollkommenheit geschildert. Daher auch

die Lehre von den drei Welten, Troilokyon, oder drei Grundkräften, Troigunyon, deren die erste wahrhaft, sotwo, die andre täuschend und im Schein glänzend, rejo, und die dritte und letzte dunkel, tomo, ist. Auch in den Emanationen selbst herrscht das gleiche Gesetz steter Verschlimmerung, sie mögen nun geistiger Art oder auch äussere Naturkräfte sein.

Aus dem Selbst des unendlichen Wesens läßt Monu den Geist hervorgehen; aus dem Geist die Ichheit; denn der Geist ist der zweite Schöpfer, und auch Monu (nah verwandt mit monoh) erschafft alle einzelne Wesen, nachdem Brohma selbst zuvor die allgemeinen Grundkräfte des Geistes und der Natur hervorgebracht hat. Auch die Elemente läßt Bhrigu, in der nachfolgenden Erklärung aus dem Geiste, und eines aus dem andern in der Ordnung hervorgehen, wie man sich ihre Feinheit und Vollkommenheit damals dachte. Dieses Gesetz steter Verschlimmerung und steten Verderbens, und jene unendliche Betrübniß im Gefühl der Schuld und des Todes, sind der Geist jenes Systems. Die Stufen oder Grundkräfte der Emanation sind in

verschiedenen Darstellungen verschieden, da die Willkühr der Dichtung sich hierin nicht so eng beschränken läßt.

Unter den Gottheiten der indischen Fabel ist es Brahma, der diesem Systeme oder diesem Ideenkreise insbesondere angehört. Brahma ist, so wie in Manu's Gesetzbuch von ihm geredet wird, der ewige Geist, das unendliche Ich, König und Herr der Wesen, und wie er auch in spätern Schriften vorzugsweise genannt wird, Vater und Ahnherr des Weltalls. Er ist der ewig Unbegreifliche, der allein Selbstständige, der eigentliche Er, oder Gott selber. In spätern Schriften wird dasselbe auf den Siwoh und Wischnu, von den besondern Anhängern dieser Gottheiten angewandt; in Manu's Gesetzbuch nimmt Brahma die erste Stelle ein; die beschränktere Deutung dieser Gottheit als Element der Erde, ist also für später zu halten.

Wir können in der That, so sehr auch alles mit wunderlichen Dichtungen und ganz groben Irrthümern überladen sein mag, wie sehr auch ein Aberglauben von zum Theil schrecklicher und furchtbarer Art, alles entweihend und vergif-

tend, durch das ganze System ihrer Denkart und ihres Lebens fort hinschleicht; wir können, sage ich, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes nicht füglich absprechen, da alle ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, die so würdig, klar, und erhaben, so tiefsinnig und sorgfältig unterscheidend und bedeutend sind, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Wie kommt nun so hohe Weisheit zusammen mit der Fülle des Irrthums?

Was aber noch mehr Erstaunen erregen muß, als die reinsten Begriffe von der Gottheit in dem ältesten System des Aberglaubens zu finden, ist der damit verbundene Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der nicht bloße Wahrscheinlichkeit war, durch langes Nachdenken allmählig gefunden, oder ferne Dichtung von einer unbestimmten Schattenwelt, sondern feste und klare Gewißheit, so daß der Gedanke des andern Lebens herrschender Bestimmungsgrund aller Handlungen in diesem ward. Ziel und Seele der ganzen Verfassung, aller Gesetze und Einrichtungen, bis auf die geringsten Gebräuche.

Dieß letzte, ich will nicht sagen auf eine befriedigende, sondern nur auf eine verständliche Weise, durch allmählige Entwicklung aus jener thierischen Dumpfheit zu erklären, wovon, nach der allgemeinen Voraussetzung, der menschliche Geist ausging, dürfte wohl durchaus unmöglich seyn. Den tiefverborgenen Grund aufzuhüllen, warum diese klare und gewisse Ueberzeugung von der Unsterblichkeit mit der Erkenntniß des wahren Gottes unmittelbar verbunden war, ist hier der Ort nicht. Ich will nur die Frage aufwerfen, ob das gewöhnliche Verfahren derjenigen wohl das rechte sein könne, welche den Begriff der Gottheit und den Beweis ihres Daseins aus Vernunftschlüssen, Wahrscheinlichkeiten der äussern Natur und innern Bedürfnissen oder Hindeutungen zusammensetzen; da wir doch Gott schon erkannt haben müssen, um seine Spuren in der Natur und im Bewußtsein wieder zu finden, und da auf diese Weise der erhabene Begriff seiner Einfachheit und damit seiner ganzen Würde beraubt wird? Von denjenigen rede ich hier nicht, welche den Begriff der Gottheit aus der Ichheit oder dem Gesetz der Vernunft

hervorgehen lassen wollen; sie dürften wohl etwas ganz anders an die Stelle desjenigen setzen, dessen Begriff sie verlohren haben. Mit einem Worte: als natürliche Entwicklung der Vernunft betrachtet, ist das indische System der Emanation durchaus unerklärlich; als misverstandene Offenbarung, ist alles darin ganz begreiflich. So hätten wir also schon in der blos geschichtlichen Ansicht hinreichenden Anlaß zu vermuthen und vorauszusetzen, was vielleicht andre und höhere Gründe uns als gewiß anzunehmen bewegen müssen; daß derselbe, der den Menschen so herrlich begabt und gebildet hatte, dem Neugeschaffenen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch aus der Kette der sterblichen Wesen für immer empor gerückt, und mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt habe, ihm das hohe aber gefährliche Geschenk ewigen Glücks oder Unglücks verleihend.

Nicht als Unterricht des Vaters in Bild und ausdrücklichem Wort denke man sich diese ursprüngliche Offenbarung, wiewohl auch dies kein ganz leeres und unnöthiges Gleichniß

wäre; sondern als ein Aufgehen des innern Gefühls. Wo das Gefühl des Wahren einmal da ist, da finden sich die Worte und Zeichen leicht ohne weitere Mithülfe, um so edler und bedeutender, je tiefer und größer das Gefühl ist. Wie aber konnte denn göttlich mitgetheilte Wahrheit missverstanden werden? Nicht anders; ohne alle Offenbarung würde der Mensch wohl noch in der Reihe der Thiere stehen, vielleicht als das erste, vielleicht auch als das innerlich wildeste und unseeligste; ohne freien Gebrauch und eignes Verständniß der göttlichen Wahrheit wäre er zum blinden Werkzeug erniedrigt worden. Und eben diesen ältesten Irrthum, der aus dem Missbrauch des göttlichen Geschenks, aus der Verdunklung und Misdeutung der göttlichen Weisheit entstand, finden wir in den indischen Urkunden, werden dies immer deutlicher und belehrender finden, je mehr wir das gebildetste und weiseste Volk des Alterthums kennen lernen. Es ist das erste System, das an die Stelle der Wahrheit trat; wilde Erdichtungen und grober Irrthum, aber überall noch Spuren der göttlichen Wahrheit und der Ausdruck jenes Schrek-

kens und jener Betrübniß, die der erste Abfall von Gott zur Folge haben mußte.

Daß die Fantasie den Widerspruch und Zwischenraum zwischen dem Gedanken des vollkommnen Wesens und dem Anblick der unvollkommnen äussern Welt kaum auf eine leichtere und natürlichere Art ausfüllen konnte, als durch die Ansicht der Emanation, wird jeder gern zugeben. Sie ist nicht nur Wurzel des ältesten und allgemeinsten Aberglaubens, sondern auch eine reiche Quelle der Dichtung geworden. Alles ist dieser Ansicht gemäß ein Ausfluß der Gottheit, jedes Wesen selbst ein nur beschränkter, gebundner, verdunkelter Gott; alles also beseelt und belebt, alles voll Götter; Hylozoismus, und nicht blos Polytheismus, sondern wenn man so sagen darf, Allgötterei, wie denn in der That die Menge der indischen Götter zahllos ist. Die unendliche, keineswegs ungebildete sondern ursprüngliche Fülle der Dichtung ist es, was eine Mythologie, die aus dieser fruchtbaren Quelle hervorgeht, von den dürftigen Vorstellungen von Geistern der Verstorbenen bei denen Völkern unterscheidet, die weniger gebildet, oder um es bestimmter

auszudrücken, die weiter von dem Strome alter Sagen und Ueberlieferung entfernt waren; wiewohl noch keines gefunden ist, das ganz abgesondert wäre von aller Mittheilung mit edlern gebildetern Völkern, d. h. von solchen, die näher und unmittelbarer aus dem Quell aller Dichtung und Fantasie schöpfen konnten. Diese Fülle innern lebendigen Reichthums hat selbst die griechische Mythologie, so verschieden sonst ihr Geist und Charakter ist, noch mit der indischen gemein.

Daß auch Vergötterung großer und heiliger Menschen nicht mit diesem System von Vielgötterei durch mannichfache Ausströmungen aus einem Urquell streite, sich vielmehr an denselben anschließe, bedarf kaum einer Erwähnung; da die größere innere oder äussere Verwandtschaft und Nähe des abgesonderten Wesens zu dem ursprünglichen auch die Würde und Würdigkeit desselben für Verehrung und Anbetung bestimmt.

Im Gefolge des Brohma finden wir also gleich die heiligen zehn Altväter, die eine so bedeutende Stelle in der indischen Mythologie einnehmen; die sieben großen Rischis oder Prie-

ſter der Vorwelt, die nachher unter die Sterne verſetzt wurden; den Kaſhyopo, und alle durch ihn von der Diti und Aditi, der Nacht und der Heitre, abſtammenden Geſchlechter, bis auf die beiden Stämme der Sonnenkinder, und der Söhne des Mondes.

Wir begnügen uns hier mit der bloßen Möglichkeit, daß die indiſchen Altväter nur vergötterte Menſchen ſeien, ohne im geringſten der Meinung einer ſinnbildlichen Bedeutung im voraus widerſprechen zu wollen. Das wirklich hiſtoriſche floß oft mit den Ideen von Emanation, die Genealogie der Altväter und Helden mit der Kosmogonie der Natur zuſammen; die ſieben Monu's z. B. ſind eben ſo viele Aeonen, untergeordnete Weltſchöpfer und Weltordner, Entwicklungsperioden und Erſcheinungs-Epochen des höchſten Altvaters. Wollte man aber darum alles hiſtoriſche in dieſer Sage läugnen?

Die weitere Unterſuchung würde uns jetzt zu ſehr ins Einzelne führen, und wird ſich künftig bei reicheren Quellen fruchtbarer behandeln laſſen. In dieſer Darſtellung der hauptſächlichen Epochen der orientaliſchen Denkart beſchrän-

ken wir uns auch nur auf die Hauptbegriffe der indiſchen Götterlehre, die ſo ſtark gezeichnet aus derſelben hervortreten, daß auch was wir jetzt haben hinreicht, um ihre weſentliche Bedeutung nicht ganz zu verkennen.

Am vortheilhafteſten und ſchönſten ſtellt ſich das Syſtem der Emanation dar, wenn wir es als Lehre der Rückkehr betrachten. Von dem göttlichen Urſprung des Menſchen nimmt es überall Anlaß ihn an die Rückkehr zu erinnern, und ſich die Wiedervereinigung mit der Gottheit als einzigen Zweck aller ſeiner Handlungen und Beſtrebungen zu ſetzen. Daher die heilige Bedeutung ſo mancher indiſchen Geſetze, Sitten und Gebräuche, und der erhabene Ernſt ihrer ganzen Lebenseinrichtung. Doch mag der Geiſt ſchon frühe entflohen ſein, ſo daß es nur todte Gebräuche und Bußübungen blieben; auch frühe ſchon ſich Aberglauben und Irrthum beigemiſcht haben.

Nach der in dieſem Syſtem herrſchenden Anſicht von der Abſtufung und den Geſchlechten der in ſo mannichfacher Geſtalt eingehüllten lebendigen Weſen, ihrer allmähligen Annäherung

und Entfernung von dem gemeinschaftlichen Urquell, entstand der Begriff von der Seelenwanderung. Noch verwandt damit und ebenfalls ein wesentlicher Bestandtheil desselben Systems ist die Lehre von einem vorigen Leben, von der Präexistenz der Seelen, und von den Ideen oder höheren Gedanken aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Vollkommenheit, die besonders beim Anblick des Schönen wieder rege wird; eine Lehre, auf die sich Kalidas in der Sokuntola, einem Volks-Schauspiele, als auf eine allgemein bekannte, und ganz populäre Vorstellungsart bezieht und anspielt. Wo diese Seelenwanderung nicht bloß physisch gemeint, sondern mit der Meinung von der moralischen Verderbniß und Unseeligkeit aller Wesen, und nothwendigen Reinigung und Rückkehr zu Gott verbunden ist, da ist sie sicher aus diesem System entlehnt, und also indischen Ursprungs. Auf diese Weise finden wir in der Lehre des Pythagoras den Begriff der Metempsychose mit allen seinen orientalischen Nebenbestimmungen zum sichern Beweise, daß es keine hellenische Erfindung war,

obgleich bald hernach mit helleniſchem Geiſt und Scharfſinn angeeignet und umgebildet; man müßte dann auch die älteſten und verhältnißmäßig beſten Nachrichten von der pythagoriſchen Lehre ganz verwerfen wollen.

Daß bei den celtiſchen Druiden die Lehre der Seelenwandrung herrſchte, wiſſen wir; weniger, auf welchem Wege ſie dahin gelangt war. Daß ſie den Hetruskern und überhaupt im alten Italien noch vor Pythagoras bekannt war, iſt wahrſcheinlich. Von der Verbreitung dieſer Lehre ſelbſt im äußerſten Norden, finden ſich Spuren bei den Alten. Brachte Pythagoras ſie vom Auslande herüber, ſo konnte er ſie wohl nur im weſtlichen Aſien oder in Aegypten kennen lernen. Die Aegyptiſche Behandlungsart der Leichen, die ſie ſo weit als möglich zu verewigen ſuchten, dürfte allerdings eine ſehr merkliche Verſchiedenheit in der Anſicht von der Unſterblichkeit vorausſetzen laſſen; da ſonſt die Mythologie und Religion der Aegypter, ihrer ganzen Structur und ihrem Geiſte nach, ſich häufig ganz an die indiſchen anzuſchließen ſcheinen. Oſiris, ien Hauptbegriff der Aegyptiſchen Lehre als

einer leidenden und sterbenden Gottheit, erklärt sich am besten aus der indischen Lehre von der Unseeligkeit des Daseins, wozu die reine Vollkommenheit herabgesunken, und darin eingehüllt und gefesselt sei.

Drittes Kapitel.

Von der Astrologie und dem wilden Naturdienst.

Wenn das System der Emanation durch seine moralische Tiefe, durch seine positive Fülle und genetische Entwicklung des Weltalls, den Vorzug vor dem eigentlichen Pantheismus behält, der durch seinen bloß negativen und abstracten, und also irrigen Begriff des Unendlichen, jederzeit in leere Indifferenz geräth, so läßt es sich dagegen von dem Vorwurf des Fatalismus auch in der ältesten Gestalt, die wir bis jetzt kennen, nicht frei sprechen. Der Lehre von der Vorherbestimmung haben wir schon oben erwähnt, man wird sie ganz deutlich in der Kosmogonie des Monu finden, die wir im Anhange liefern. Dahin gehört auch die Lehre von dem steten Kreis-

lauf, und ewigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen des unendlichen Wesens.

„Als geschaffen dieß All hatte, der sich undenkbar entwickelt stets,
„Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend er.
„Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,
„Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.“

Nun wird weiter beschrieben, wie alle irdische Wesen in den Grund jenes Erhabenen verschlungen werden —

„Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt.“

Und ferner:

So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All was sich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar.

Zahllose Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer, für und für.

Der Begriff von der Zwecklosigkeit der Welt und einer blos spielenden Thätigkeit Gottes, hängt wesentlich zusammen mit jener Ansicht eines ewigen Kreislaufs. In spätern Systemen ist dieß die stets wechselnde Contraction und Ausdehnung der höchsten Grundkraft, das Pulsiren der Weltseele.

Der Fatalismus hat sich bei den orientalischen Völkern zu einem sehr künstlich weit verbreiteten System entfaltet. Die Astrologie, sammt aller ihrer Begleitung von Vorbedeutungen, Augurien, unglücklichen Tagen, Beschwörungen und dunkeln magischen Künsten, ist diese merkwürdige Erscheinung des Alterthums, die noch bis auf sehr neue Zeiten ihren unermeßlich großen Einfluß erstreckt. Nicht blos als dichterische Bewundrung der Naturschönheit, sondern genau in dieser Umgebung finden wir den Gestirndienst bei den Aegyptern, mit einem dem Anschein nach rohen Thierdienst verwebt. Daß der Mensch von der Verehrung der Gottheit zur Anbetung der wilden Naturkraft, vom Schöpfer zu seinen Werken herabsinken und verirren könne, dafür giebt es in seinem Geist und Herzen so viele

Gründe und Veranlassungen, daß es wenigstens hier überflüssig sein dürfte, sie weiter auseinander zu setzen. Genug, wir finden auch im alten Asien nicht blos Spuren, sondern Beweise einer ganz eigentlich materialistischen Denkart; mag man diesen Materialismus auch zum Unterschiede von dem, was in Europa so genannt wird, den orientalischen nennen, da er, so weit wir ihn bis jetzt kennen, gewiß ein sehr eigenthümliches Gepräge an sich trägt. Wir zeigen ihm in der historischen Stufenfolge der verschiedenen orientalischen Denkarten diese Stelle an, unmittelbar nach dem System der Emanation, der Rückkehr und Seelenwandrung; es würden sich ausser dem astrologischen Aberglauben vielleicht noch mehr Mittelglieder und Punkte des Uebergangs und der allmähligen Entartung von einer so durchaus religiösen zu einer ganz materiellen Ansicht aufzeigen lassen; aber es bedarf dessen nicht, denn schon in der ältesten bis jetzt bekannten Urkunde der indischen Lehre, in der Kosmogonie des Menu, ist vieles sehr materiell. Das Bild von dem Welt-Ei zwar, welches sich auch bei den Aegyptern findet, kann man für ein

bloßes Bild kindlichen Alterthums halten; die Matra aber, die Samentheilchen des Weltstoffes, müssen schon eine mehr philosophische Beziehung haben. Ob sie, wo nicht schon hier, so doch später, eigentliche Atome sind, ob diejenigen griechischen Gelehrten Recht hatten, welche behaupteten, daß auch das System der Atome orientalischen Ursprungs sey, wird sich erst entscheiden lassen, wenn mir die Sekte der Paschandisten, Shoktisten, und die als atheistisch angeführten Systeme, als Charvak, u. s. w., wo nicht aus den vielleicht größtentheils verlohrnen Urschriften, so doch wenigstens aus den Widerlegungen der Gegner bestimmter kennen lernen, da uns die Philosophie der Phönicier zu wenig und zu unsicher bekannt ist, um etwas entscheidendes über sie festsetzen zu können, so wahrscheinlich es sein mag, daß sie ganz und gar von dieser Art war.

In der aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten und durch manche Stufen allmählig gebildeten Religion der Indier, nimmt die Anbetung der wilden Naturkraft aber eine nur allzu große Stelle ein. Bald als allvernichtende

Zerstörung aufgefaßt, bald als Zeugungskraft der Natur als eines unendlichen Thieres, bietet uns der Dienst des Sivo, und der furchtbare Durga, Bilder des Todes und der Wollust, blutige Menschenopfer und bakchantische Zügellosigkeit in einem grausen Gemisch dar. Was diesen Naturdienst und Materialismus so schrecklich macht, und von der bloßen Sinnlichkeit manchet Völker im Zustande der einfachsten Wildheit noch so sehr unterscheidet, dürfte gerade die beigemischte und überall einverwebte Idee des Unendlichen sein, die noch auf den bessern Ursprung zurück deutet; denn grade das Höchste und Edelste wird immer, wenn es verwildert und entartet, zur schrecklichsten Misgestalt.

Es hat sich dieser Naturdienst so weit verbreitet, daß wir uns nur auf einige Andeutungen des wichtigsten beschränken müssen. Alle jene Götter, denen so ausschließlich durch Menschenopfer gehuldigt ward, verrathen dadurch und durch manche andre Züge, ihre Verwandtschaft mit dem indischen Sivo und der Kali; von der Art sind der Baal und Moloch der syrischen und punischen Völker; wie überhaupt dieser wilde

Naturdienst und Materialismus bei keinem Volke so ausschliessend geherrscht haben mag, als bei den Phönikiern. Dahin gehört auch jener Esus, dem die Gallier solche Ströme von Blut vergossen haben, wie sonst in der alten Welt kein Beispiel gefunden wird, und sich nur noch in dem Götzendienst der Mexikaner wieder findet. Auch in dem Gestirn- und Thierdienst der alten Aegypter nahm die Verehrung des Lingam und der alles erzeugenden Yoni wohl eine weit größere Stelle ein, als man gewöhnlich voraussetzt. Den Gebrauch des Phallus bei Festen und an Bildern in Griechenland leitet Herodot aus Aegypten her. Die Geschlechtszeichen, die der siegreiche Sesostris überall aufstellte, würden sich, wenn die Thatsache anders gegründet ist, viel natürlicher aus diesen Aberglauben als allgemeine Sinnbilder desselben erklären, als nach der moralischen Deutung des Herodot auf die mannhafte Tapferkeit oder weibische Feigheit der überwundenen Völker beziehen lassen. Die phönicische Astarte, die phrygische Cybele, die ephesische Artemis, selbst die germanische Hertha, sind vielleicht nur in unwesentlichen Nebenbestimmungen von der indischen

Bhovani verschieden. Den Grundbegriff der alles zeugenden unendlich thierischen Naturkraft in allen diesen ist wohl ungefähr derselbe. Vorzüglich in Babylon und in allen von dem babylonischen Reich abhängigen Staaten scheint die Verehrung dieser Göttin Mylitta, bei den Armeniern Anaitis, Alilath bei den alten Arabern, am meisten geherrscht zu haben; es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter den Yavanern in den alten indischen Schriften, alle westlichen Völker, welche diesem Dienste ausschliessend anhiengen, gemeint seien, nicht ein bestimmtes Volk, sondern eine Religionssecte; wenigstens können die Yavaner, welche in Menu's Gesetzbuch nebst den Pehlvans und andern verwilderten Geschlechtern vom Stamme der Krieger erwähnt werden, wohl nicht Alexanders Griechen sein; wenn auch später unter jener allgemeinen Benennung westlicher Völker, die Griechen mit verstanden wurden.

Daß diese Verehrung der Naturkraft obwohl mehr verschleiert und gemildert, nicht so durchgeführt und zusammenhängend, doch der innere Geist der Religion der Römer und Griechen

gewesen sei, wird niemand bezweifeln, der ihre Götterfabel nicht bloß antiquarisch betrachtet hat. Nur war bei den Römern der wilde Naturdienst durch eine strengere Sittlichkeit gezügelt; entweder weil sich mehr Einzelnes von dem ursprünglichen Bessern erhalten hatte, oder durch vortrefliche Gesetzgeber der ältesten Zeiten. Bei den Griechen ward wegen ihrer Zerstreuung und Regsamkeit die Verfassung lose und frei, und der alte Aberglaube löste sich fast ganz in eine heitere Mythologie auf, in die aber auch einzelne Ideen aus einem noch andern und bessern System gekommen sein mögen, von denen wir gleich reden werden.

Die unendliche Fülle der Fantasie hat dieser orientalische Materialismus mit dem System der Emanation gemein; ja die wilde Begeistrung, welche nun an die Stelle der alten Betrübniß trat, ist die eigentliche Quelle aller Riesengeburten der Dichtung und Fabel. Auch in dieser Ansicht war die Vergötterung ausserordentlicher Menschen begründet, da die bildende oder zerstörende Naturkraft in den Heroen so vorzüglich sichtbar ward, und gleichsam persönlich erschien.

Der sechsarmige Kriegsgott Kärttikeyo oder Skondoh, ist in der indischen Fabel der Sohn und stete Begleiter des Sivo. Vielleicht wurden aber nicht bloß Helden, sondern auch große Erfinder vergöttert. Daß die ersten Schritte in der Entdeckung der Naturgeheimnisse und Wissenschaft, dem Stolze des menschlichen Geistes nicht wenig geschmeichelt haben, läßt sich leicht denken, da sie selbst für den Geschichtsforscher fast an das Wunderbare grenzen. Mit den Gestirnen und andern Naturwesen, die ihr Gegenstand waren, ward also leicht Verstand und Wissenschaft zugleich vergöttert; und hierauf könnte man die so weitverbreitete Idee des Hermes oder Thaut beziehen, vielleicht auch wohl den ältern indischen Buddha. Ein andrer auch erfinderischer Gott, Ganeschoh, ist unzertrennlicher Gefährte des Sivo. Zum Schluß bemerke ich noch, daß die Denkmale zu Illaure auf der Insel Elephante und andre, das hohe Alter auch dieses Theils der indischen Lehre und Sage unwidersprechlich darthun und bestätigen; so wie auch der ursprüngliche Sinn der bildenden Kunst der Indier, Aegypter, und selbst der Griechen

nur aus dieſer Denkart verſtanden werden kann. Auch in den Veda's werden Menſchenopfer für die Göttin Kali angeordnet; aber hier wäre vielleicht nothwendig den Text ſelbſt zu haben und eine reife, vielſeitige kritiſche Bearbeitung, ob das Alter des Ganzen ſich einigermaßen beſtimmen, und was ſpätere Zuſätze ſein mögen, mit einiger Sicherheit unterſcheiden laſſen wird.

Viertes Kapitel.

Die Lehre von zwei Principien.

Wir nähern uns einer schönern Gestalt, der alten Religion des Lichts. Das System des Dualismus, die orientalische Lehre von zwei Principien und dem ewigen Kampf des Guten und des Bösen, nimmt grade diese Stelle ein, denn überall, wo wir ihre Spuren antreffen, erscheint sie im strengen Gegensatz und Widerspruch gegen die bisher geschilderten Denkarten, als Wiederherstellung des ursprünglichen, erst später verlohren gegangenen Lichtes göttlicher Wahrheit. Der Geist dieses Systems ist durchaus idealistisch; zwar der Begriff der selbstthätigen Ichheit ist allen indischen Systemen gemein, wie die Ableitung aller materiellen Kräfte aus geistigen Wesen, um so mehr Statt findet, je höher wir in der Geschichte orientalischer Denkart hinauf steigen, so

daß in dieſem Sinne meiſt alle orientaliſche Philoſophie idealiſtiſch genannt werden könnte. Die eigentliche Uebereinſtimmung aber mit dem, was in der europäiſchen Philoſophie Idealismus genannt wird, liegt darin, daß in dieſer Anſicht Thätigkeit, Leben und Freiheit allein als das wahrhaft wirkliche anerkannt, todte Ruhe aber und unbewegliche Beharrlichkeit als nichtig und leer verworfen wird. Zwar erheben ſich auch gegen dieſes Syſtem, als ſolches, ſehr bedeutende philoſophiſche Schwierigkeiten; wird nehmlich das böſe Princip geſetzt als ein ſolches, das ewig von dem guten und göttlichen getrennt bliebe, ſo wird noch auſſerhalb der Gottheit eine andre ihr wo nicht gleiche, doch nicht mit ihr übereinſtimmende, von ihr unabhängige Kraft und Welt geſetzt, und ſo alle Einheit zerriſſen; wird aber, wie meiſt geſchieht, angenommen, daß in der letzten Entwicklung das böſe Princip überwunden und verändert, Ahriman mit dem Ormuzd wieder vereint und verſöhnt werde, ſo wird im Grunde der Zwieſpalt aufgelöst; alles verſchmilzt pantheiſtiſch in Ein Weſen, und der ewige Unterſchied des Guten und Böſen verſchwindet. Ungeachtet

dieſer Mängel wird man der intellectuellen Religion der Perſer, nächſt der chriſtlichen Lehre, ſo wie dieſe im alten Teſtamente vorbereitet, im neuen ausgeführt und vollendet iſt, leicht den Vorzug der Erhabenheit und relativen Wahrheit vor allen andern orientaliſchen Denkarten, wenigſtens in moraliſcher Rückſicht, zuerkennen.

Der Pantheismus hebt den Unterſchied des Guten und Böſen unvermeidlich auf, ſo ſehr er ſich auch in Worten dagegen ſträuben mag; das Syſtem der Emanation erdrückt den freien Muth, durch das Gefühl unendlicher verborgner Schuld und den Glauben, daß alles böſe und auf Ewigkeiten hin unſeelig ſey; die Lehre von den zwei Principien und dem Kampf des Guten und Böſen hält das Mittel zwiſchen dieſen beiden Extremen, und iſt ſelbſt ein mächtiger Antrieb zu gleichem Kampf, eine unverſiegliche Quelle ſittlichen Lebens. Welches auch der verborgene Urſprung dieſer Lehre und dieſes Syſtems ſein mag, das ſich vielleicht an die älteſte Wahrheit anſchließt, denn Zerduſht war nur Wiederherſteller derſelben, und auch als ſolcher wohl ſchwerlich der erſte; verehrungs-

würdig und wohl göttlich dürfen wir diesen Ursprung nennen; denn es kann das freie Leben der reinen und sittlichen Kraft nur durch die That ergriffen werden. Bloß erdichtet oder vernünftelt ist diese Lehre nicht, und der Kampf des Guten und Bösen ist ein Wort ohne Sinn: ausser für denjenigen, der mit allen Kräften seines Wesens selbst gekämpft hat gegen das Böse, aus reiner Begeisterung für das Gute; obwohl also System in Rücksicht des einfachen Gliederbaus, ist doch diese Lehre nothwendig und ursprünglich mehr als das, ist That und Leben. Wer aber erst des eignen freien Wirkens sich bewußt ward, mag dann durch jenes auch das Leben der Natur verstehen.

In der Natur verehrt diese Religion nicht das Wilde, Zerstörende, nicht Wollust und Tod, sondern das Reinste und Wohlthätigste, Feuer und Licht; überhaupt das freie Leben und den innern Geist. Die sieben Amschaspands oder Geister der Elemente und Grundkräfte, stehen als eben so viel Könige der Natur um den Thron des Herrschers, des Herrlichsten und Ersten unter ihnen. Den Himmel erfüllen die heiligen Feruers

oder die göttlichen Urbilder und Ideen aller geschaffnen Dinge. Das Gestirn des Tages, der Freund (Mithras) der Menschen, ist Mittler zwischen ihnen und der Gottheit; die blutigen Opfer verschwinden, und die Weihung und Genießung des reinen Hom und Miezd durch den Priester am Altare, bedeutet die innige Gemeinschaft mit Gott durch die edelste Frucht und Kraft der blühenden Gewächse.

Aber nicht bloß die Elemente sind ein wesentlicher Gegenstand der Verehrung in dieser Religion, sondern auch die Helden. Sie sind nicht mehr bloß Zerstörer und Ueberwinder, nicht bloß gewaltige, und als solche göttlich verehrte Naturkräfte; sondern himmlische Bezwinger der Riesen, der dunkeln Mächte und höllischen Geister. Der Kampf zwischen Iran und Turan ist auf Erden dasselbe wie das Ringen der guten und bösen Grundkraft im Himmel. Feridun und Rustan, die vielbesiegten Helden, fesseln die wilde Kraft des Zohak und Afrasiab; von allen aber strahlt Dschemschid, das Urbild vollkommner Könige aus dem Dunkel des Alterthums hervor. Ein vollkommen glückliches Reich, wo alles Licht

endlich in siegreicher Freude beseeligend herrscht, ist eine nothwendige Idee dieser Lehre, so wie die Idee von einem ursprünglich vollkommnen Zustande, wo Meshia und Meshianes im Garten der Unschuld wandelten; der Zustand, welchen die Religion des Zerdusht nur wiederherstellen wollte.

Ein großer und zwar der schönste und lieblichste Theil der indischen Mythologie gehört dieser Denkart an. So ist der erhaltende, wohlthätige, alles durchdringende Vishnu zu deuten, mit seiner ganzen Umgebung. Sein weibliches Ebenbild gleicht nicht mehr der wilden Gefährtin des Sivo, der furchtbaren Kali; es ist die Lilie des Himmels (Podma), die seelige und beseeligende Göttinn Lokshmi oder Sri, die schöne Tochter des milden Meergottes Voruno. Kamoh, der Gott der Liebe, findet sich meist in seiner Nähe und der Sonnengott Indroh, der Freund der Menschen, sammt allen seeligen und wohlthätigen Geistern, Feen und himmlischen Nymphen. Als König und als Weiser, als wunderthätiger Held erscheint Vishnu oftmals auf Erden, und durchdringt alle Welten, immer aber nur in der Absicht, das Laster zu bändigen, die Riesen und

feindlichen Mächte zu vertilgen, alle gute Menschen und Geister sammt ihrem Führer, dem gutgesinnten Indroh, zu beschützen.

So sehr die Idee auch durch willkührliche Dichtung und Mährchen entstellt ist, da der Gott wie ein andrer Proteus ausser den menschlichen Gestalten eines Weisen oder Helden, auch die einer Schildkröte, eines Ebers, eines Mannlöwen, eines Fisches annimmt, so bleibt doch immer die hohe Idee der Menschwerdung ein Beweis für den Tiefsinn der Indier, und für die Stufe ihrer Erkenntniß. Denn in allen Gestalten bleibt es doch immer die gleiche schöne Absicht, das Gutgesinnte hülfreich zu erretten, das Schädliche und Böse zu besiegen und vernichten. Zwar findet man auch wohl in andern Mythologien, wenn sie schon moralischer gebildet sind, Darstellungen von Helden, die sich dem Begriff göttlicher Tugend nähern; Helden, die einem hohen Gesetz und Beruf folgend nur gegen das Böse kämpfen, allem Guten aber befreundet sind. In keinem Helden oder Herkules der Dichtersagen aber wird man den Gedanken der Menschgewordnen Gottheit so ausdrücklich ausgesprochen

sehen, als in dem indischen Ramo; dem milden Sieger, dessen freiwillige Verbannung in die Einsamkeit und bald unglückliche bald glückliche Liebe zur Sita so dichterisch schön und rührend besungen wird.

Auf eine noch höhere Stufe tritt diese Ansicht, wenn wir die hohe Sittlichkeit in dem Leben und Lehren der indischen Einsiedler und Muni's betrachten, besonders wie sie in den Puranas dargestellt sind. Die Härte jener alten Büßer und Rishis, die durch selbstgewählte Qualen eine höhere Stufe der Seeligkeit und übernatürliche Kräfte erzwingen und ertrotzen wollten, tritt mehr in den Hintergrund zurück, und es zeigt sich hie und da die sanfteste Ergebung in Gott, eine Gesinnung voll Demuth und Milde, reine himmlische Liebe.

Wenn die Verehrung des Vishnu in den Veda's eine große Stelle einnimmt, so fragt sich's vor allen Dingen, ob der Begriff und die Ansicht desselben auch ganz dieselbe sei wie in den Puranas. In dem Gesetzbuch des Monu ist dies wenigstens durchaus nicht der Fall. Doch davon genug; denn was wir bis jetzt

haben, ist wohl hinreichend die verschiedenen Theile des indischen Systems, die verschiedenen Entwicklungsstufen und Schichten der indischen Mythologie im Allgemeinen zu unterscheiden und nach dem Gange des Ganzen zu ordnen, aber nicht um die Zeit für jedes genau zu bestimmen, und eine vollständige Geschichte zu entwerfen.

Obwohl aus der Lehre von den zwei Principien und der damit verbundenen Verehrung des reinen Naturgeistes, vieles und zwar grade das schönste, nicht nur in der persischen und indischen Fabel hervorgegangen ist, sondern auch sogar manches in der römischen, griechischen, und nordischen erst in dem Kreis und Zusammenhang dieser Begriffe seine wahre und volle Bedeutung erhält, so ist doch dieselbe Denkart nicht bloß poetisch, sondern auch ursprünglich einer philosophischen Ansicht und Darstellung empfänglich. Selbst in den Sinnbildern der Perser nehmen wir ein bestimmtes Zahlenverhältniß der sinnbildlichen Figuren wahr, einen construirenden Gliederbau, wovon der Keim schon in der ersten Dualität der ringenden oder wechselwirkenden Grundkräfte lag. Daß ein philosophisches Sy-

stem des Inhalts und Geistes in Indien bekannt gewesen sei, hat die höchste Wahrscheinlichkeit. Ob die Nyayo *) Philosophie, nebst der Mimanso die älteste, solche Grundsätze des Dualismus enthalte; ob die beiden Systeme des Madhwo und Ramanujo, in welche die Anhänger des Vishnu sich theilen, und welche beide in den Vedantoschriften bestritten werden, dahin gehören, wird die Zukunft lehren, und auch die Frage entscheiden, ob Zerdusht indische Lehren und Vorstellungsarten benutzt hat, oder ob vielleicht der umgekehrte Fall Statt findet. Da so vieles von Indien ausgegangen ist, könnte nicht auch einiges wieder dahin zurückgeflossen sein? Wenigstens muß man sich solche Mög-

*) Nyayo wird in den geschriebenen Exemplaren des Amarasosha durch certamen, Kampf, erklärt; wenn der Nahme jener Philosophie nicht anders von ni-yote, er ordnet, constituit, abgeleitet ist, wovon Niti die Sittenlehre. Auch könnte Nyayo nach der ersten Bedeutung ebenfalls auf Dialektik gedeutet werden, da unsre Nachrichten von der indischen Philosophie noch so unbestimmt sind, daß einige die Nyayo für einen Theil der Philosophie, die Logik, erklären, andre sie als ein bestimmtes System und besondre Secte schildern.

lichkeiten immer gegenwärtig erhalten, um nicht das, was am häufigsten geschah, für ein durchaus allgemeines Gesetz zu halten, und so einzelne Besonderheiten zu verkennen.

Ist aber in irgend einer Gattung Indischer Schriften etwas Fremdes eingeflossen, so sind es wohl am ersten die Puranas, in denen die Religion und Fabel des Vishnu die herrschenden sind; freilich zum Theil schon nach der philosophischen Umdeutung eines spätern Systems. Wenn man in den Puranas aber nicht bloß solche Umstände und Personen der heiligen Schrift antrifft, die sich unter mehren Völkern verbreitet haben, wie die Geschichte des Noah, sondern auch solche, die ihr ganz eigenthümlich und special scheinen, wie die vom Hiob, so darf man daraus nicht gleich den Schluß machen, daß die indischen Weisen und Dichter dieses unmittelbar aus den Urkunden des alten Testaments geschöpft haben; denn es dürfte den Hebräern und den Persern, und wiederum den Persern und Indiern mehres gemeinschaftlich sein, als man gewöhnlich voraussetzt.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechische vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialistisch sein müsse, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Ansicht dieser Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantasie so weit verbreitet ist.

Noch auf eine andre Art ist die ursprünglich so schöne Religion des Lichts sehr gemisbraucht worden. Nebst dem astrologischen Aberglauben hat im Alterthum nichts so viel Einfluß auf Entstehung und Ausbildung der geheimen Gesellschaften und Mysterien gehabt, als grade diese Lehre. Die höhere Erleuchtung sollte zwar Demuth und Liebe von selbst mit sich führen; wir sehen aber, daß sie oft auch dann, wenn sie wenigstens aus der wahren Quelle abgeleitet ist, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Gesinnungen in Bewegung setzt, und daß die, welche im Besitz höherer Einsicht und geheimer Weisheit zu sein glauben, mit verschmähender Absonderung und geheimnißvollem Eigennutz, gern im Verborgenen, sich selbst an die Stelle der Vorsehung setzend,

alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln sich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthum so gut geschehen sein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich voraussetzt.

Ich erinnere dieß nur darum, damit man nicht glaube, daß eine Mythologie, die wie die griechische vom Chaos ausgeht, oder von der Nacht als Mutter der Dinge, darum rein materialistisch sein müsse, und gar keinen Theil an der hellern und heitern Ansicht dieser Denkart gehabt habe, deren Einfluß auch im Gebiet der Fantasie so weit verbreitet ist.

Noch auf eine andre Art ist die ursprünglich so schöne Religion des Lichts sehr gemisbraucht worden. Nebst dem astrologischen Aberglauben hat im Alterthum nichts so viel Einfluß auf Entstehung und Ausbildung der geheimen Gesellschaften und Mysterien gehabt, als grade diese Lehre. Die höhere Erleuchtung sollte zwar Demuth und Liebe von selbst mit sich führen; wir sehen aber, daß sie oft auch dann, wenn sie wenigstens aus der wahren Quelle abgeleitet ist, dennoch mehr den Stolz der Erleuchteten als jene Gesinnungen in Bewegung setzt, und daß die, welche im Besitz höherer Einsicht und geheimer Weisheit zu sein glauben, mit verschmähender Absonderung und geheimnißvollem Eigennutz, gern im Verborgenen, sich selbst an die Stelle der Vorsehung setzend,

alles lenken, und in Allem ihre Hand haben möchten, jeden Nicht-Erleuchteten aber nur als Stoff und blindes Werkzeug ihrer Absichten zu betrachten und zu behandeln sich berechtigt halten.

Dieß mag im frühen Alterthum so gut geschehen sein wie in neuern Zeiten, öfter und mehr als man gewöhnlich voraussetzt.

Fünftes Kapitel.

Vom Pantheismus.

Von den orientalischen Denkarten und Systemen, welche wegen ihres weitverbreiteten Einflusses die meiste historische Wichtigkeit haben, ist nur noch eines zurück: der Pantheismus. In der Lehre der Buddhisten, welche etwa tausend Jahr nach ihrem Ursprung, um die Zeit Christi, in Thibet und China eingeführt ward, in Siam und der ganzen östlichen Halbinsel wie auf Ceylan herrscht, und sich auch unter den tatarischen Völkern weit verbreitet hat, ist der Geist desselben sichtbar. Wenigstens dem Fo der Chinesen wird als seine eigentliche, wesentlichste und esoterische Lehre, das deutlichste und entschiedenste Bekenntniß zugeschrieben, daß Alles Nichts sey,

wohin die Lehre, daß Alles Eins sey, so natürlich führt; denn, wenn vor dem bloß abstracten und negativen Begriff des Unendlichen alles andre erst vernichtet und verschwunden ist, so entflieht er zuletzt selbst, und löst sich in Nichts auf, weil er ursprünglich leer und ohne Inhalt war.

Es darf auch nicht befremden, daß wir diese Philosophie unter allen orientalischen als die jüngste betrachten. Die historischen Beweise dafür werden unten angeführt werden; hier bemerken wir nur, daß das lebendige tiefe Gefühl des Unendlichen und seiner Fülle der Allmacht, schon sehr geschwächt und verdunstet sein muß, ehe es sich in diesen vom Nichts schwer zu unterscheidenden Schatten und Scheinbegriff des Einen und Allen auflösen kann. Alle andre orientalische Lehrbegriffe gründen und berufen sich noch auf göttliche Wunder und Offenbarung, so entstellt auch alles durch Fabel und Irrthum sein mag. Der Pantheismus ist das System der reinen Vernunft, und insofern macht er schon den Uebergang von der orientalischen Philosophie zur europäischen. Er schmeichelt dem Eigendünkel des

Menschen eben so sehr als seiner Trägheit. Ist einmal diese große Entdeckung gemacht, diese alles umfassende, alles vernichtende, und doch so leichte Wissenschaft und Vernunft-Weisheit, daß Alles Eins sei, gefunden, so bedarf es weiter keines Suchens und Forschens; alles was andre auf andren Wegen wissen oder glauben, ist nur Irrthum, Täuschung und Verstandesschwäche, so wie alle Veränderung und alles Leben ein leerer Schein.

Freilich wenn noch Kraft und Tiefe des Gefühls vorhanden ist, und die Lehre in vollem Ernst wirklich ausgeführt wird, so nimmt sie einen ganz andern furchtbaren Charakter an; es entstehen dann jene in Indien nicht seltene, den kältern Beobachtern so schwer zu begreifende freiwillige, den Geist zerstörende Martern der Yoghuis und Sonnyasis, welche die Selbstvernichtung als höchstes Gut sich zum Ziele sezzen. Bei kältern oder geschwächtern Naturen aber führt im Gegentheil die Ueberzeugung, daß alles Böse nur leere Täuschung, und alles weil es Eins, auch gleich vollkommen sei, einen fal-

schen Schein von Heiterkeit und innerer Zufriedenheit mit sich.

Vielleicht aber hat nur in China, wo der Pantheismus lange vor der Zeit erstanden war, da die Religion des Buddha eingeführt ward, diese einiges von demselben angenommen. In andern Ländern finden wir in dieser überhaupt sehr gemischten Lehre vieles besonders aus dem Dienst des Sivo; dahin deute man das oftmals noch gräßlicher verzerrte Bild der furchtbaren und zerstörenden Gottheit bei den buddhistischen Tataren. In Thibet fand Turner Feste der Kali, die Verehrung des Karttikeyo und des Ganesho; die ganze Umgebung des Sivo.

Ein älteres und ganz reines System des Pantheismus ist in der merkwürdigen Zahlenphilosophie der Chinesen enthalten, so wie dieselbe in dem alten Y—king, dem Buche von der Einheit, vorgetragen wird. Es ist dieses eine der merkwürdigsten Urkunden des orientalischen Alterthums. Wenn gleich als erster Erfinder der fabelhafte Fo—hi genannt wird, so spricht doch der Umstand, daß Kon—fu—tse (A. 550 vor Christus) der jüngste unter den classischen Erklärern

war, zu dessen Zeit man schon lang über den wahren Sinn des Buchs gestritten hatte, für ein verhältnißmäßig sehr hohes Alterthum. Verändert und verfälscht kann es um so weniger sein, da es nicht in den gewöhnlichen Charakteren, sondern in sehr einfachen Symbolen abgefaßt ist. Das große Eins, wovon dies hieroglyphische Buch handelt, wird auch Tao, Vernunft, genannt, welches Tao das Eins, wie dieses die Zwei, und diese die Drei erzeugte, durch das alle Dinge hervorgebracht sind; oder Tai—ki, der große Gipfel, dasjenige, von dem alles ausgeht, und wo alles Unterscheiden und Bestimmen aufhört. Dieses große Eins wird in zwei entgegengesetzte Grundwesen zertheilt, aus deren mannichfachen Verbindungen und Zusammensetzungen alles besteht, nach einem festen Mechanismus und blinder Nothwendigkeit, die jenem Tao beigelegt wird. Das Yang und Yn; das Vollkommne, Männliche, Thätige, und das Unvollkommne, Weibliche, Leidende, wird durch eine ganze, nicht gebrochne, und eine gebrochne Linie ausgedrückt; daraus entstehn zunächst vier andre Zusammensetzungen, Bilder, wie sie genannt werden; das

große und kleine Yang; das große und kleine Yn, je nachdem zwei gebrochne, oder zwei nicht gebrochne Linien über einander gesetzt werden, oder in den beiden andern Fällen die gebrochne Linie über oder unter der nicht gebrochnen steht. Die acht Koua oder Symbole in der dreifachen Zusammensetzung des Yang und Yn bedeuten eben so viele Grundkräfte. In der sechsfachen Zusammensetzung aus Verdopplung jener dreifachen, können schon moralische Begriffe ausgedrückt werden. Es löst sich alles in ein Zahlenspiel auf, oder philosophisch ausgesprochen, ist alle scheinbare Individualität nur eine Verschiedenheit des Grades und der Zusammensetzung. Unter den Zahlen ist noch bei Kon — fu — tse nicht die Vier oder die Sechs, wie in andern Zahlenphilosophien, sondern die Fünf als vollkommne Mittelzahl die erste, und die fünf ungleichen der ersten Zahlen bis Zehn sind nach ihm die himmlischen, die gleichen dagegen die irdischen.

Wenn der Pantheismus nicht blos Denkart und Gesinnung ist, wie bei den indischen Yoghuis und Sonnyasis nach der Darstellung des Bhogvotgita, sondern mehr oder minder als wissen-

ſchaftliches Syſtem auftritt, ſo iſt es nie etwas anders als ein ſolches nach einem bloßen Mechanismus der Vernunft fortſchreitendes Combinationsſpiel aus Einem Poſitiven und Negativen, welches eine ſolche Zahlenſymbolik wie dieſe im Grunde beſſer darſtellt, als Worte es können. Da dieß nun ſchon in dieſer älteſten Form des Pantheismus Statt findet, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich, daß derſelbe aus dem Dualismus entſtanden ſei, durch ſpätere Umdeutung und Ausartung deſſelben. Sobald die Lehre von den zwei Principien nicht mehr Religion, ſondern Syſtem war, konnte der Gedanke die beiden Grundkräfte in ein Höheres zu vereinigen und aufzulöſen kaum ausbleiben.

Der urſprüngliche Sinn des Yang nach de Guignes iſt Licht und Bewegung, des Yn Finſterniß und Ruhe. Sehr vieles in der chineſiſchen Lehre und Tradition von Kon—fu—tſe hat eine unverkennbare Uebereinſtimmung mit den perſiſchen Begriffen, wie man ſie auch in einigem mit der moſaiſchen Urkunde bemerkt hat. Die Entfernung der Länder iſt nicht ſo groß als es anfangs ſcheint; die alte Cultur China's hatte ihren Hauptſitz in der Nordweſtlichen Provinz Shen — ſi und in

Bactrien herrſchte die perſiſche Lehre; der Philoſoph Laokiun war weit gegen Weſten gereist.

Hat es mit der indiſchen Sankhyo oder Zahlenphiloſophie des Kopilo vielleicht die gleiche Bewandniß? Iſt, ſo wie ſpäterhin die Lehre des Fo aus Indien nach China kam, daſſelbe auch ſchon früher mit andern Syſtemen geſchehen? — In den Scholien zu Monu's Geſetzbuch werden Mohot und Ovyokto, das Mächtige, und der Unbeſtimmbare, Untheilbare oder Unbegreifliche als die beiden Principien der Philoſophie des Kopilo angegeben. Vielleicht war aber dieſe ſcheinbare Dualität eben ſo gemeint wie im Y—king; daß der Geiſt der Sankhyolehren durchaus pantheiſtiſch ſei, läßt ſich wenigſtens nach dem Bhogvotgita nicht bezweifeln, man müßte denn annehmen, der Verfaſſer habe ſie durchaus mißverſtanden, oder nach ſeiner eignen Denkart gewaltſam umgedeutet. Im Bhogotgita, wie vermuthlich in allen dem Vyaſo zugeſchriebenen Werken, herrſcht die Vedanto-Lehre, deren Urheber er war; daher kennen wir dieſe unter allen indiſchen Philoſophien am beſten.

Daß sie nichts anders sei, als reiner vollkommner Pantheismus, kann sich jeder leicht selbst aus der Uebersetzung überzeugen; in der philosophischen Bestimmtheit der Urschrift sind viele Stellen noch stärker. Freilich aber war es, wie schon der Nahme Vedanto anzeigt, nur Umdeutung des alten durch die Veda's geheiligten indischen Systems.

Die alte Sage also wird wie die alte Verfassung durchaus stehen gelassen, nur aber der neue Sinn so viel als möglich eingeschoben, und alles auf jenes große Eins bezogen; — das Höchste, Brohmo, auch Ghuinyon, oder Objekt des Wissens, — das hier ausdrücklich als Indifferenz, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sot und Osot definirt wird: (Kap. 13.) doch fehlt es auch nicht an Stellen, die ziemlich deutlich gegen die Veda's selbst angehen. Aus dem ungemessenen Lobe, was der Verfasser überall der Sankhyo-Philosophie ertheilt, scheint doch eine wirkliche Uebereinstimmung der Denkart hervorzugehen.

Von einigen Schriftstellern wird indessen angegeben: Sankhyo sey die Physik, wie Mi-

manſo die Moral, und Nyayo die Dialektik, da hingegen andre ſie als eben ſo viele Philoſophien und Syſteme erwähnen; in welchem Falle die Nyayo als eine der älteſten, die nebſt der Mimanſo allein in Monu's Geſetzbuch erwähnt und mit ihr unter die Upanga's gerechnet wird, eine beſondre Aufmerkſamkeit verdienen würde. Der moraliſche Geiſt der Mimanſo, und die ſpekulative Beſchaffenheit der Sankhyo ſtimmen überein mit der Stelle, die wir ihnen in der Ordnung der Syſteme angewieſen haben. Es wird darüber bald eine beſtimmtere Entſcheidung möglich ſein, je mehr indiſche Urſchriften wir kennen lernen. Für jetzt iſt es ſchon viel, daß wir die älteſte indiſche Anſicht, die der ganzen Verfaſſung zum Grunde liegt, aus Monu's Geſetzbuch ziemlich vollſtändig, und die Vedanta-Lehre, die als die jüngſte das ganze Syſtem der indiſchen Literatur beſchließt, aus dem Bhogvatgita für den weſentlichen Charakter hinreichend kennen.

Man kann ſich überhaupt das Ganze der indiſchen Literatur zur leichtern Ueberſicht vorläufig in vier Epochen eintheilen, die älteſte Epoche umfaßt die Veda's und was ſich zunächſt

an diese anschließt, wie Monu's Gesetzbuch. Daß die Veda's, wenn gleich durch einzelne Zusätze verfälscht, doch nicht ganz neu umgeschmolzen sein können, wird nicht wenig dadurch bestätigt, daß schon vor so geraumer Zeit Wörterbücher zum Verständniß derselben nöthig waren. Den in Prosa abgefaßten Rig und Yojurved wird verschiedentlich ein kosmogonischer, magischer und liturgischer Inhalt zugeschrieben; der des Samoved in Versen ist moralisch, vermuthlich aber mit manchen mythischen und historischen Einmischungen, so wie in dem Manovondhormeshastron. —

Eine andre große Epoche bilden alle diejenigen Werke, welche dem Vyaso zugeschrieben werden; die achtzehn Puranas, der Mohabharot, und die Vedanto-Philosophie. Obgleich der Werke mehr sind, als von einem Menschen irgend möglicher Weise herrühren können, so wird doch wahrscheinlich in allen die gleiche Lehre und Ansicht angetroffen werden, und soll auch keine Verschiedenheit des Styls bemerklich sein, da doch die in Monu's Gesetzbuch schon so auffallend groß ist.

Wenn gleich die Vedas als das älteste, geheimnisvollste, begreiflicher Weise die Wißbegierde am meisten auf sich ziehen werden, so dürfte doch was zwischen diesen und den Puranas in der Mitte liegt, vielleicht nicht minder lehrreich und wichtig sein. Dahin gehören fast alle philosophischen Systeme, die älter sein müssen als die Vedanta, weil diese sich theils an sie anschließt, wie an die Sankhyd, theils über sie bestreitet und widerlegt. Ferner den Ramayon, und vielleicht der ersten Entstehung nach noch manche andre in den Puranas verarbeitete Dichtung. Daß hohe Alterthum des Mohabharot und Ramayon, wo nicht der jetzigen Gestalt, so doch dem Kern der Dichtung nach, wird durch die Denkmale zu Illoure und andre unwiderſprechlich bewiesen.

Dann würden wir die zweite Epoche nennen, die Puranas und alles andre von Vyasa machte die vierte; Kalidas und andre Dichter endlich, welche die alten Sagen, die bis dahin ein allzu ausschließendes Eigenthum der Priester waren, zu Schauspielen und andern poetischen Gestalten, auch allgemeiner für alle darstellen, die vierte

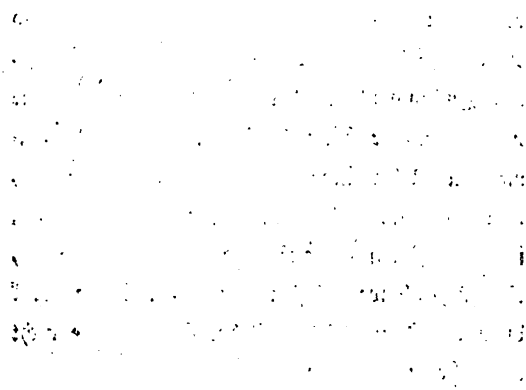
und jüngste Epoche der alten indischen Litteratur. Die vorzüglichsten dieser Dichter blühten im Zeitalter des Vikramaditya, ungefähr gleichzeitig mit dem Kaiser Augustus.

Die wichtigsten Epochen aber der indischen und überhaupt der orientalischen Philosophie und Religion, sind folgende: erstens, das System der Emanation, das endlich in astrologischen Aberglauben und schwärmerischen Materialismus ausartete; die Lehre von den zwei Principien, deren System des Dualismus, später zum Pantheismus umgewandelt ward.

Tiefer ist der menschliche Geist in der orientalischen Philosophie nicht herabgesunken, als bis zum Pantheismus, welcher der Moral eben so verderblich als der Materialismus, und zugleich auch für die Fantasie zerstörend ist. Zwar wird es besonders in Indien, wo unter einer scheinenden Gleichförmigkeit eine sehr große Mannichfaltigkeit der Geistes-Entwicklung Statt gefunden hat, auch an einzelnen Beispielen der gemeinern skeptischen, oder selbst ganz empirischen Denkart vielleicht nicht gefehlt haben; ob dieselbe aber zu einem eigentlichen System in wissenschaftlicher

Form entwickelt ward, dafür ist noch keine Anzeige vorhanden.

Wir haben für jetzt die Aufmerksamkeit nur auf das Wichtigste lenken wollen, was Epoche macht, und den Gang des Ganzen vorzüglich erklärt; vieles, was das gegenseitige Verhältniß, den Zusammenhang der verschiedenen Systeme noch deutlicher hätte darstellen können, die allmäligen Uebergänge aus einer in das andre, oder die ganze Ausführung und Entwicklung jedes Einzelnen bis auf die Nebenbestimmungen, ist absichtlich weggelassen worden, um den Blick durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht allzusehr zu zerstreuen.



Drittes Buch.

Historische Ideen.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Poeſie.

Die alten Sprachen, deren Stammbaum wir von der Wurzel bis zu den Hauptäſten im erſten Buche zu verfolgen ſuchten, ſind eine Urkunde der Menſchengeſchichte, lehrreicher und zuverläſſiger, als alle Denkmäle in Stein, deren halbverfallne Rieſengröße die ſpäte Nachwelt, zu Perſepolis, Illoure, oder an dem aegyptiſchen Thebä mit Erſtaunen betrachtet. Die Geſchichte der Religion aber, der herrſchenden Ideen, darf in der älteſten Zeit eben ſo wenig und noch weniger als in der neuen, von der Geſchichte der Begebenheiten der Völker getrennt werden. Darum haben wir eine Darſtellung der ſucceſſiven Entwicklung des orientaliſchen Geiſtes nach den vier merkwürdigſten Syſtemen, oder vielmehr nach

den wichtigsten Epochen orientalischer Denkart im zweiten Buche vorangehen lassen; das gegenwärtige dritte und letzte aber bestimmen wir der Andeutung wenigstens einiger historischen Folgerungen und Betrachtungen, die sich am unmittelbarsten aus jenen beiden festen Grundlagen ergeben, worauf sich künftig endlich einmal ein dauerhafteres und vollständigeres Gebäude alter Geschichte wird aufführen lassen, als wir bisher hatten.

Statt uns in einzelnen Vergleichungen der verschiedenen Mythologien mit der indischen zu verlieren, suchten wir vielmehr einen allgemeinen Umriß der ältesten orientalischen Denkart nach den sichersten Urkunden zu entwerfen. Dieser Begriff des Ganzen kann allein das verworrene Dunkel erhellen, und dürfte, wenn man die Nachweisung der geschichtlichen Genealogie der Sprachen hinzunimmt, den Leitfaden geben, um aus dem alten Labyrinth den Rückweg an das Licht zu finden. Die unendliche Mannichfaltigkeit individueller Entwicklungen der Mythologie setzen wir auch hier bei Seite; aber so wenig die ganze Fülle der Fantasie sich auf Begriffe

zurückführen läßt, so wird man doch nicht läugnen können, daß es bei aller Verschiedenheit unter sehr entfernten Mythologien gewisse allgemeine Uebereinstimmungen gebe, und daß bei aller Willkühr spielender Dichtung, doch nicht alles bedeutungslos ist, vieles auf einen und denselben Sinn zurückweist; nicht blos auf die Weise, welche man gewöhnlich Allegorie nennt, sondern vorzüglich in dem Geist, in der vorherrschenden Denkart und Richtung des Gefühls. Von diesem Gemeinschaftlichen, von dieser allem Polytheismus zum Grunde liegenden Denkart, wird sich zum Theil schon jetzt der Ursprung erklären, und wenigstens die Stelle nachweisen lassen, wo Mythologie entstanden ist, und wie ihre weitere Entwicklung dem Gange des menschlichen Geistes überhaupt folgte.

Die Lehre von der Emanation, d. h. von der unendlichen fortgehenden Entwicklung und Entfaltung Gottes und der allgemeinen Beseelung, enthielt den ersten Keim des Polytheismus; in der materiellen Anbetung der Natur und dem astrologischen Aberglauben erzeugte sich die ganze Fülle der alten Fabel; gemildert, verschönert,

auch bereichert ward die Mythologie durch die Lehre von den zwei Principien, die Religion des Lichts, und der frommen Gottbegeisterten Helden; sobald aber, wo es auch sein mag, pantheistische Denkart herrschend ward, konnte die Mythologie nur noch als Allegorie, als esoterische Hülle oder Spiel der Dichtung stehen bleiben. So wie die griechische Mythologie der schönen Entwicklung nach vielleicht die reichste, so dürfte die indische dem innern Wesen nach die umfassendste sein, weil sie durch alle jene Denkarten vollständig durchgeführt ist. Kaum dürfte sich ein Begriff finden, der in einer der verschiedenen intellectuellen Religionen irgend wesentlich und dem indischen System unbekannt geblieben wäre, oder eine Fabel, die in einer der blos dichterischen Mythologien eine ausgezeichnete Stelle annähme, für die sich nicht in eben demselben etwas ganz entsprechendes, und merkwürdig ähnliches aufzeigen liesse.

Welche Stelle die aegyptische und syrische Mythologie in dem Cyklus des Ganzen einnehme, ist schon im vorigen Buch angedeutet; man betrachte nach derselben Ansicht auch die europäischen

Sagen und Dichtungen der celtischen, römischen, griechischen, germanischen und slavischen Mythologien, und wenn auch im Einzelnen viel Dunkelheit bleibt, wird doch der Geist und der Gang des Ganzen deutlicher werden. Wir haben die Ordnung der genannten Mythologien so gestellt, wie sie der Stufenfolge der verschiedenen Denkarten entsprechen mögen. In der celtischen werden noch die bestimmtesten Spuren des ältesten Systems der Seelenwandrung gefunden; es dürfte deren aber auch in der altrömischen Religion mehr gewesen sein als bei den Griechen; in der slavischen Mythologie ist die Lehre von den zwei Principien herrschend, und auch der deutschen war diese und die Verehrung der Elemente, so wie sie damit verbunden zu sein pflegt, wohl nicht unbekannt. Die griechische steht auch hier als die vollkommenste in der Mitte, und dürfte unter allen am wenigsten an einen bestimmten philosophischen Sinn gebunden, am meisten reine Dichtung sein.

Ueber die Entstehung und das eigentliche Wesen der Poesie verbreitet sich von hier aus ein unerwartetes Licht. Zwar es hat dieselbe

einen zwiefachen Urſprung; der eine iſt durchaus natürlich, indem das Gefühl bei wilden, wie noch bei gebildeten Menſchen, ſich überall in Geſang aushaucht. Aber es giebt noch einen andern mythiſchen Beſtandtheil der alten Poeſie, der nicht ſo einfach zu erklären iſt; hier kann man nicht ſagen wie bei jener bloßen Naturpoeſie des Gefühls: daß dieß eben ſo überall von ſelbſt und immer wieder von neuem entſtanden ſei, und noch entſtehe; es iſt ein tiefer Zuſammenhang in dieſem alten Gewebe der Fantaſie.

Aus dem immer noch durch den Gedanken des Unendlichen und Göttlichen befruchteten Naturdienſt und Aberglauben, ging zuerſt die Fülle der urſprünglich wilden und rieſenhaften Dichtung hervor; als das ſchöne Licht einer ſanftern und edlern Begeiſtrung hinzukam, ward die rauhe Fabel durch eben dieſe Milderung zur Poeſie. Grade dies iſt auch der Charakter der griechiſchen Dichter, nehmlich derjenigen, die es ganz ſind, in denen die Fülle und Kraft der alten Fabel noch lebendig wirkt, und die Mythologie noch nicht zu einem bloßen Bilderſpiel der Dichterſprache verdunſtet iſt.

Sehen wir nicht blos auf die Form wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Kunstkenner, sondern auf den Geist, auf das innere Leben; so sind es alle nur Dichter einer Art, mythische oder heroische Dichter; alle jene unwesentliche Verschiedenheiten der äussern Form verschwinden, und es ist im Homer wie im Aeschylos, im Pindar wie im Sophokles, immer nur jene Verbindung und Verschmelzung des ursprünglich Wilden und Riesenhaften mit dem Sanften, was den eigenthümlichen Reiz ihrer Darstellungen ausmacht; nur in verschiedenem Verhältniß, in verschiedenen Stufen Abweichungen, oder Eigenheiten der Härte und der Anmuth.

Dieß, und nur dieß allein ist eigentlich Poesie; und alles was in spätern Zeiten, wo die Kunst so manches an den ursprünglichen Korn ausgebildet hat, so genannt wird, ist es nur, weil es einen ähnlichen Geist athmet wie jene alte Heldenfabel, oder weil es sich noch auf sie bezieht; Anwendung, Entfaltung, oder Nachbildung derselben ist. Wäre es nicht zu kühn, nach so wenigen Bruchstücken schon eine Vermu-

thung zu wagen, so würde ich dafür halten, daß die indische Poesie diesem ihren eigentlichen Wesen nach, von der ältern griechischen so sehr verschieden nicht sei; nur daß sie dasselbe, wenn ich so sagen darf, nach einem noch größern Maaßstabe darbietet, indem theils die ursprünglich zum Grunde liegende Fabel ungeheurer und wilder, theils aber auch die spätere Milderung noch geistig sanfter und lieblicher, nach sinnlich und sittlich schöner ist als selbst in der Anmuth des Pindar und Sophokles.

Der Charakter und der Ursprung auch der bildenden Kunst bei den Indiern, Aegyptern und ältern Griechen ist im Ganzen völlig derselbe wie der der heroischen Poesie; und eben jene Verbindung des riesenhaft Kühnen und des Sanften, worin das Wesen der alten Poesie besteht, ist auch die eigentliche Bedeutung der plastischen Schönheit der Griechen, wenigstens so lange als noch Spuren vom großen Styl vorhanden, die alte Erinnerung noch nicht verloschen, und der Sinn der Kunst noch nicht verlohren war.

Zweites Kapitel.

Von den ältesten Wanderungen der Völker.

Poesie, die in jenem Alterthum mit Religion innig verbunden und fast eins mit ihr war; gewisse uns auf den ersten Anblick vielleicht ganz fremde und unerklärliche Ideen, die aber aus der innersten Tiefe der damaligen Denkart hervorgingen, haben unstreitig einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ältesten Begebenheiten und Wanderungen der Völker gehabt, wenn gleich der Drang des Bedürfnisses, und die Lockung des äussern Vortheils neben jenen Ideen auch mit gewirkt haben, wie dieß selbst in spätern Zeiten mehr als einmal geschehen ist. Sind einmal Ackerbau und Städte, die ersten Künste des Kriegs und des Friedens vorhanden, so finden ungefähr eben die Verhältnisse des Anbaus

und Erwerbs, des Handels und der Eroberung auch im hohen Alterthum Statt, die in der neuern Geschichte so ausschliessend zu herrschen scheinen. Ehe wir aber den Einfluß der Religion auf die Stiftung der indischen Kolonien betrachten, müssen wir zuerst einige allgemeine Betrachtungen voran schicken, über die Art wie man die ältesten Wanderungen der Völker, überhaupt ihre Verschiedenheit und Entstehung, zu betrachten hat.

Will man die ganze Mannichfaltigkeit der so verschiedenen Völkerschaften zum Gegenstand der Untersuchung machen, so muß man vor's erste jede willkührliche Voraussetzung und Meinung über ihren gemeinschaftlichen Ursprung, und einerley Ursache der Trennung bei Seite setzen, und die Völkerschaften blos nach den Kennzeichen des höhern oder geringern Alters sondern, so wie der Naturforscher die Lagen der verschiedenen Erdarten in den Gebirgen und auf der Oberfläche des festen Landes, der Natur aufmerksam folgend ordnet. Das erste Kennzeichen ist auch hier die Sprache; mehr aber die innre Structur als der materielle Theil derſel-

ben, die Wurzeln, auf deren oft weitgesuchte Aehnlichkeit man gewöhnlich allein sieht. Das nächste an Wichtigkeit nach der Sprache ist der Gebrauch der Metalle, sowohl des Kupfers und Eisens zum Krieg und Ackerbau, als des Goldes und Silbers zum allgemein geltenden Zeichen des äussern Werths der Dinge; und die Zähmung derjenigen Thiere, die dem Menschen am nützlichsten, und zu jenen Künsten am unentbehrlichsten sind. Doch kann der Umstand, daß sich in Amerika, als es entdeckt ward, die in der alten Welt allgemein verbreiteten dienstbaren Thierarten nicht fanden, noch keinen vollständigen Beweis abgeben, daß die Amerikaner ein eigner von dem asiatischen verschiedener Menschenstamm seien, worauf so manche allen amerikanischen Sprachen gemeinschaftliche Seltsamkeit, so manche sehr auffallende und doch allen diesen Völkern gemeinsame Sitte, und die allgemeine Unbekanntschaft mit dem Gebrauch der Metalle, führen könnte; denn auf den ostindischen Inseln, wo doch Sprache und andre Anzeichen die asiatische Abstammung beweisen, fehlen jene Thierarten gleichfalls; und wenn die fremden asiatischen oder

europäischen Ankömmlinge, welche, wie es theils aus chinesischen Urkunden historisch gewiß, theils der Mexikaner glaubwürdigen Sage gemäß ist, die beiden Reiche von Peru und Mexiko stifteten, diese Thierarten nicht mitbrachten, oder die mitgebrachten nicht zu erhalten wußten, so konnte ja dieß auch bei den ersten Einwanderern eben so der Fall sein.

Ueberhaupt findet sich an den östlichsten Enden Asiens schon manches mit Amerika übereinstimmende. Eben so kann auch der im innern Afrika weiter verbreitete Gebrauch der Metalle und der dienstbaren Thierarten noch nicht hinreichen, die asiatische Abstammung der Negern zu beweisen, wofern sich nicht noch andre Gründe finden, um dieß wahrscheinlich zu machen, und was dieser Meinung entgegensteht zu entkräften.

Die physische Verschiedenheit der Menschenstämme ist, wenigstens so weit sie bis jetzt entwikkelt worden, von nicht so großer historischer Wichtigkeit. Der merkwürdigste und größte Unterschied ist wohl der, daß die Amerikaner weder im Süden so negerartig werden, noch im Norden die Weiße und übrigen Eigenschaften der Europäer und

Bewohner des westlichen Mittelasiens in dem Grade annehmen, als dieß beim asiatischen Stamm geschieht. Dieß würde also eine größere physische Biegsamkeit und Bildsamkeit zur Abartung vielleicht nicht minder als zur Veredlung bei dem asiatischen Menschenstamm voraussetzen, als bei jenem; da die asiatische Abstammung weißer Stämme in Europa und der schwarzen Bewohner des südlichsten Indiens, so wie der indischen Inseln, durch Sprache und alle mögliche andre Beweisgründe, historisch erwiesen ist.

In diesen Völkerschichten nun sehen wir, wie der Naturforscher im innern Bau der Gebirge, einen Theil der verlohrnen Urgeschichte gleichsam in einem Grundriß vor Augen, der uns hier und da mit der überraschendsten Klarheit anspricht, an andern Stellen aber unverständlich bleibt, weil wir wohl das Allgemeine und den Zusammenhang des Ganzen zu vermuthen und uns zu denken, aber nie die ganze Fülle alles Einzelnen zu errathen vermögen.

Ein andrer für die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers fast noch wichtigerer Gegenstand, ist die Mischung der Völker, die vorzüglich im

persischen Reich, längst dem Gihon und Euphrates am Kaukasus und in Kleinasien, überhaupt in dem mittlern westlichen Strich jenes alten Welttheiles Statt fand. Wenn es im Kreise dieser Untersuchung läge, diese Sache vollständig ins Licht zu setzen, so würden wir uns zu zeigen bemühen, wie durch Wanderung allein neue Völker entstehen können; wie nehmlich plötzliche Veränderung des Clima's und des ganzen äussern Lebens auch in Sprache und Sitten eine große Revolution hervorbringen müsse, und wenn einige Mischung mit Stämmen andern Geschlechts hinzukömmt, eine wirklich neue Nation daraus werde von ganz eigenthümlichem Charakter und individuellem Gepräge, das, wenn der Moment der Gährung und des Entstehens einmal vorüber ist, sich nun Jahrtausende fast unverändert erhalten kann. Es würde sich alsdenn bestimmen lassen, mit welchem Recht Mittelasien von den Geschichtforschern so oft als die Mutter und unversieglichte Quelle immer von dort auswandernder Völker betrachtet und geschildert worden, und in wiefern und in welchem Sinne dieß wirklich gegründet sei, da der zweifache Strom der Wanderung,

deren gewöhnlicher und gleichsam natürlicher Lauf fast immer nach Nordwesten gerichtet war, hier vom Osten und vom Süden her zusammentraf, hier also die Mischung am mannichfaltigsten und fruchtbarsten, und dieser Erdstrich wirklich die Stätte war, wo von Alters her Nationen entstanden und sich bildeten.

Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach blos mechanischen Gesetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehre kleine theilen, und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist. Nur durch eine solche genetische Ansicht kommt Licht in das Chaos von Thatsachen und Ueberlieferungen und wohl oder übel begründeten Meinungen, welches wir alte Geschichte nennen.

Auch darf man nicht alle Nationen, die wir jetzt in Asien kennen, bei den Alten wieder finden wollen, noch weniger alle diejenigen, deren sie erwähnen, in der heutigen Erdkunde aufsuchen; manche Nationen, die auf solche Weise entstanden, sind auf eben die Art auch wieder von andern verschlungen worden und gänzlich untergegangen, wie wir ja auch in der Sprache der Basken, so wie der Arnauten und Wallachen nur noch schwache Reste und bloße Anzeichen von ehedem vielleicht großen und weitverbreiteten Nationen übrig haben. Andre Nationen dürften jüngern Ursprungs und erst in noch ziemlich neuen Zeiten zu dem, was sie jetzt sind, zusammengewachsen sein.

Drittes Kapitel.

Von den indiſchen Kolonien und der indiſchen Verfaſſung.

Wir haben dieſe Fragen hier nur, ſo weit der Zuſammenhang des Ganzen es forderte, im Vorbeigehen berühren wollen; denn zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehört eigentlich nur der dritte Gegenſtand, der das Nachdenken des Forſchers in der älteſten Geſchichte auf ſich zieht; die Verwandtſchaft nemlich der älteſten unter den gebildeten Völkern des Alterthums. Hindeutend auf dieſen Zuſammenhang ſind Religion und Mythologie, erwieſen wird die Verwandtſchaft durch die Sprache, und nächſtdem bietet auch die Architectur, ſo wie wir ſie an den alten ägyptiſchen, perſiſchen und indiſchen Denkmalen bewun-

dern, noch einiges Gemeinsame dar, und ist eine Bestätigung mehr für die Einheit des Ursprungs aller asiatischen Bildung; und diese letzte ist doch der eigentliche Gegenstand und Zweck aller Geschichte. Von Amerika und von dem südlichen Afrika würde es gar keine Geschichte geben, wenn alles in demselben Zustande dürftiger Wildheit stets verharrt wäre, und wenn nicht auch diese Länder von Asien und Europa aus, manchen Zufluß und Samen höherer Geistesthätigkeit, Bildung und Bewegung erhalten hätten.

Wenn wir hingegen bei den asiatischen Völkern selbst im frühsten Alterthum etwas höheres als Wanderungen ohne einen andern Zweck, als den Drang des Bedürfnisses, wenn wir Einheit und Aehnlichkeit einer tief begründeten Verfassung und Denkart bei ihnen wahrnehmen, so müssen wir uns an die Riesengröße und Festigkeit der Bauart in ägyptischen und indischen Denkmälern, im Gegensatz der geberechlichen Kleinheit moderner Gebäude, erinnern, um den Gedanken, daß die größten Reiche und vornehmsten Nationen von einem Stamme ausgegangen, daß sie Kolonien eines Volkes, wo nicht unmittelbar, doch

mittelbar indische Kolonien seien, nicht zu ungeheuer zu finden. Die Kolonien der Griechen und Römer erscheinen im Einzelnen nicht sehr bedeutend gegen jene alte Größe; und doch, welche wichtige Veränderungen und Wirkungen haben auch diese im Ganzen hervorgebracht! —

Freilich braucht die Verbindung nicht immer unmittelbar gewesen zu sein; durch wie viele jetzt verlohrne Zwischenglieder mag die Lehre von der Seelenwandrung gegangen sein, ehe sie von Indien aus bis zu den Druiden des alten Galliens gelangte? Wenn wir noch in Peru einen Königsstamm der Sonnenkinder, ein altes Reich auf die Verehrung des Sonnengottes gegründet, und so manche andre indische Spuren finden, so würden wir, wenn uns die chinesischen Geschichtsbücher nicht einigen Aufschluß darüber gäben, Vermuthungen auf Vermuthungen bauen, wie alles dieß sich so weit hieher verlieren konnte.

Die Stärke der Bevölkerung bei den abgestammten Nationen, besonders der germanischen und persischen, darf dabei am wenigsten Schwierigkeit machen. Wenn die Anzahl der sämtlichen Slaven, nach den Angaben der Geographen, die

freilich meistens andre Gesichtspunkte haben als die Stammverschiedenheit, mit Inbegriff aller in der Türkei und in Deutschland zerstreuten, eher über als unter funfzig Millionen sein dürfte, wenn auch die der Germanen nah an vierzig angeschlagen werden möchte, auch ohne noch die nicht celtisch redenden Bewohner Engellands und die Engelländer in Nordamerika hinzu zu rechnen, so ist keinesweges nothwendig anzunehmen, daß der ursprüngliche Stamm das gewöhnliche Maaß einer großen wandernden Horde überstiegen habe, wie wir deren mehre noch ziemlich historisch genau kennen; da ausser dem allmäligen Anwachs, der oft vielleicht durch die Verbreitung und Zerstreuung noch befördert ward, ganze kleinere Stämme und Völker beim ersten Entstehen von dem herrschenden verschlungen und ihm einverleibt wurden.

Bedenke man nur, wie sich die lateinische Sprache, anfangs nur dem mittlern Italien eigen, da im Norden Celten, im Süden Griechen wohnten, von diesem kleinen Fleck aus, fast über den ganzen Erdkreis verbreitet hat. Noch in ihren Töchtern, den romanischen Sprachen, herrscht sie fast in allen Welttheilen; das Italiänische ist die Handels-

sprache des Morgenlandes, wie das Portugiesische der afrikanischen und aller indischen Küsten; das Spanische ist die Sprache des größten Theils der neuen Welt geworden; des gesellschaftlichen Einflusses der französischen Sprache, des Gebrauchs der ausgestorbenen lateinischen zur Gelehrsamkeit und in mehren Ländern noch jetzt zur Unterredung und zur Religion, (wie das Samskrit, oder wenigstens einzelne Formeln desselben in Siam und Thibet liturgisch gebraucht werden), der beträchtlichen römischen Einmischungen endlich in der englischen, deutschen und wallachischen Sprache gar nicht zu erwähnen. So weit hat ein anfangs wenig zahlreiches Volk noch nach zwei Jahrtausenden seinen Einfluß und seine Sprache verbreitet, dessen eigentliche Herrschaft doch, da sie am stärksten war, wohl nur selten die Bevölkerung des ganzen Indiens überstiegen hat. Denn das darf nicht übersehen werden, daß Indien eins der volkreichsten Länder immer gewesen und auch noch gegenwärtig nach so vielen zerstörenden Revolutionen der lezten Jahrhunderte, bei allgemeinem Verfall und hartem Druck es geblieben ist. Wie leicht mochte also in den Zeiten des alten

Wohlstandes der Ueberfluß selbst die Auswanderung zum Bedürfniß machen!

Fast noch weiter und zugleich schneller als die Römer haben die Araber durch Eroberungen, Handel und Kolonien ihren Einfluß und ihre Sprache über einen großen Theil von Asien, den ganzen Norden, die Küsten und bis tief in das Innre Afrikas, ja bis auf die entlegenen indischen Inseln verbreitet, wo unsre Geschichte oft nicht zureicht, zu erklären, wie das Arabische, was wir daselbst in Sprache und sonst unläugbar finden, in so ferne Gegenden gekommen sei. Kann etwas ähnliches nicht auch zu einer viel frühern Zeit in Rücksicht der Indier Statt gefunden haben, wenn gleich sie niemals eigentliche Eroberer waren? Wir haben Grund genug, es zu behaupten, und können wenigstens im Allgemeinen nachweisen, wie es möglich war.

Was die weite Entfernung der Römer und Griechen und noch mehr der germanischen Völkerschaften von dem Mutterlande betrifft, so sind schon im ersten Buche einige Sprachen und Völker, die mit jener Familie in einer geringeren aber doch noch in einiger Verwandtschaft stehen,

als Mittelglieder angeführt worden; dazu kommt, daß der Norden der westlichen Halbinsel Indiens, bis an die Grenzen von Persien und Turkhind, von den ältesten Zeiten an der Sitz der indischen Bildung nicht nur, sondern auch der mächtigsten Reiche und Dynastien war.

Auch waren die Kolonien nicht immer zugleich Auswanderungen; eine geringe Anzahl konnte oft hinreichend sein, eine solche Kolonie zu stiften, wenn es nicht blos Eroberer und Krieger, sondern die Einsichtsvollsten jener Zeit, wenn es Priester waren, die irgend eine Ursache hatten, ihr Vaterland zu verlassen, und unter wilde Völker zu gehen, um sie zu bilden und zu beherrschen. Der Irrthum führt oft einen eben so starken Bekehrungseifer mit sich als die Wahrheit, wo sich die Absichten eigennütziger Herrschsucht um so besser anschliessen können. So wie an der persischen Auswanderung der Kriegerstand und Adel wohl den größten Antheil genommen haben mag, so trägt dagegen Aegypten ganz das Ansehn einer solchen Priesterkolonie. Daß es nur das und nicht zugleich Auswanderung war, beweist der so gar nicht indische Charakter der koptischen

Sprache; sei es nun, daß diese Priester aus dem Mutterlande selbst unmittelbar dahin gekommen, was nicht undenkbar ist, oder daß südlich von Aegypten ein älteres gebildetes Aethiopien gewesen sei, und die ägyptische Bildung erst von daher abgeleitet worden.

Daß noch ganz andre Ursachen und Bewegungsgründe zur Auswanderung mitgewirkt haben möchten, als der bloße Andrang einer überströmenden Bevölkerung, ist schon früher angedeutet worden. Wir wollen nur eines erwähnen. Welche unübersehliche und ungeheure Veränderung und Zerstörung mußte nicht das erste Verbrechen, Mord und Krieg, der erste bestimmte Abfall von Gott, in dem Bewußtsein des Menschen hervorbringen? Angst und wüste Begierde war die gewisse Folge; und was zuvor ein stilles Sinnen, ein ruhiges Denken und unmittelbares Schauen gewesen war, ward nun wilde Einbildung, Schreckniß und Lüge. Was mußte nicht alles vorgehen, ehe das gottbefreundete Wesen sich entschliessen mochte, am Leichnam ermordeter Thiere eine greuelvolle Nahrung zu suchen? Der Abscheu der Brahminen vor thierischer Nahrung hat ein so altes

Gepräge, daß er wohl als ein übrig gebliebenes Erbtheil des früheſten Zuſtandes angeſehen werden könnte. Hat nicht dieſelbe innre Furcht, die den Gefallnen antrieb, in den Eingeweiden des Opferthiers nach dunkeln Anzeichen bevorſtehenden Unheils angſtvoll zu forſchen, und aus dem Innern der Erde die Metalle hervorzureiſſen, in denen er, noch nah an der Zeit, da man das Weſen der Naturdinge unmittelbar in Gott erblickte und begriff, bald die irdiſchen Geſtirne und Lenker ſeines künftigen Geſchicks, die Mittel friedlicher Nahrung, aber auch die Werkzeuge neuer Verbrechen und Kriege erkannte; hat nicht eben dieſe Unruhe den fliehenden, gleich dem erſten mit Blut gezeichneten Mörder, noch weiter verfolgt und bis an die äuſſerſten Enden der Erde umher getrieben? — Doch wir wollen uns hier nicht auf ſolche Thatſachen gründen, für die es wohl eine andre aber keine eigentlich hiſtoriſche Gewißheit geben kann, weil ſie älter ſind als alle Geſchichte, die erſt dann entſtehen konnte, nachdem jene erſchreckte Einbildungskraft, wovon wir in den älteſten Denkmalen des menſchlichen

Geistes noch so viele Spuren finden, bis zur Erinnrung gemildert und beruhigt war.

Ein Denkmal für die früheste Geschichte Indiens haben wir, was zuverlässiger und älter ist als alle, die in Worten abgefaßt und durch Schrift erhalten sind; dieses ist die indische Verfassung selbst. Konnte eine für die niedern Stände so harte Verfassung wohl anders als durch Gewalt und eine Zeit des Kampfs eingeführt werden, dessen Schwankungen und Gährungen zahlreiche Stämme zur Auswanderung zwingen und bewegen konnten und mußten? Durch die Mischung solcher aus dem Mutterlande fliehenden Stämme mit wilden Völkerschaften liesse sich die entferntere Annäherung und Verwandtschaft der slavischen an die Familie der edlen Sprachen erklären. Doch brauchten es nicht bloß unterdrückte zu sein, die da flohen; andre konnten bloß, weil sie das Verderben und die Zerrüttung, die der Einführung einer solchen Verfassung nothwendig vorhergegangen sein müssen, verabscheuten und rein geblieben waren, gleichfalls fliehen, um sich in weiter Ferne noch

unbefleckte Wohnsitze zu suchen und dort der alten Frömmigkeit getreu zu leben.

Aber nicht bloß die erste Einführung der indischen Verfassung mußte Zeiten der Unruhe und Gährung mit sich führen; auch in ihr selbst lagen Keime genug zum Zwiespalt und zum innern Krieg. Zwar seit Alexander bietet uns die indische Geschichte fast nichts dar, als eine Reihe von Unterjochungen durch ausländische Sieger und eine Reihe innrer Revolutionen, die aber mehr ein bloßer Wechsel der Herrscher und der Dynastien waren, als eine wesentliche Veränderung der Verfassung selbst herbeiführten. Die einzigen Buddhisten machen eine Ausnahme, die wohl nicht so der Lehre als der Verfassung wegen, weil sie die Eintheilung der Stände antasteten und den erblichen Unterschied derselben aufheben wollten, verfolgt und vertrieben wurden; doch ward die Verbreitung ihrer Lehre in die nah gelegnen großen Länder nicht durch eine förmliche Auswanderung, sondern mehr nur durch einzelne Missionen bewirkt. In früheren Zeiten aber, ehe die Verfassung so fest und zu einer andern Natur geworden war, mußte es noch

größere Unruhen und Veränderungen geben. Auch, nachdem die unbezwingliche Uebermacht des erblichen Priesterstandes einmal entschieden war, blieb dem Kriegerstande desto freierer Spielraum zu einzelnen Fehden unter sich, die der Verfassung ja doch keinen wesentlichen Eintrag thun konnten. Und wovon handelt eine der ältesten indischen Dichtersagen im Mohabharot anders als von dem großen Bürgerkriege zweier verwandten uralten göttlichen Königs- und Heldenstämme? Ehe sich aber die Kshetrya's, die ursprünglich derselben Abkunft waren, von den erblichen Priestern absonderten, und das Verhältniß der beiden Stände ganz so bestimmt ward, wie es nachher blieb, mußte mancher harte Kampf und manche Erschütterung vorangehn. Nicht umsonst wird vom Pocosramo gerühmt, daß er die bösen Könige vertilgt, den verwilderten Adel bestraft und seine Macht beschränkt habe.

In den Stammverzeichnissen der Indier wird nicht selten von einem oder dem andern Geschlecht bemerkt, daß sie ausgeartet und Barbaren — Mlecha's — geworden, d. h. zu an-

dern für wild gehaltnen Völkern ausgewandert und übergetreten seien. Monu's Gesetzbuch (X, 43—45.) nennt uns eine ganze Reihe solcher verwilderter und barbarisch gewordner Kshetryastämme, unter denen wir die Nahmen mehrer grossen und berühmten Nationen wieder finden; die Sakas, die Chinas und die Pahlavas; dieses sind wohl die alten Pehlvans oder Meder, von deren Sprache das Pehlvi ein obgleich entstelltes Ueberbleibsel sein mag; zu welchem Volksstamme dem Nahmen nach auch die Paphlagoner gerechnet werden könnten. Ferner die Yavaner; wenn diese, wie behauptet wird *), in den Puranas mehr als eine dem sinnlichen Naturdienst ergebne Secte geschildert werden, die auch der Religion wegen Kriege geführt haben, so streitet dieß doch damit, daß sie hier unter den übrigen verwilderten Kshetryas aufgeführt werden, eigentlich nicht, da beides mit einander bestehen kann.

*) Nach Stellen bei Wilford, der in eignen Vermuthungen oft sehr gewagt, wo er aber bloß citirt und übersetzt, bei seiner Kenntniß der Sprache zuverlässig ist.

Wir müßten freilich erst mehr Urkunden haben, um zu prüfen was in den indischen Büchern von Religionskriegen aus uralten Zeiten vorkömmt. An sich aber ist nicht unwahrscheinlich, daß schon sehr frühe, was später bei Gelegenheit der Buddhisten, geschehen sein mag, da die Neuerung zu sehr auch die alte Verfassung berührte, als daß sie ohne Krieg hätte vorübergehen können. Stoff genug zu Unruhen und Zwiespalt enthielt die große Verschiedenheit der Secten und Denkarten, die in Indien ehedem geherrscht haben, von denen allen das heutige System, welches sie nur in eine erträgliche Vereinigung zu bringen suchte, noch Spuren enthält. Der gegenseitige Religionshaß der Perser und Aegypter könnte allein hinreichen, um die gewöhnliche Meinung, daß der Polytheismus der alten Welt durchaus tolerant sei, zu widerlegen. Wenn die Geringschätzung der Anhänger einer intellektuellen Religion, wie die persische war, gegen den polytheistischen Aberglauben oft in gewaltsame Bekehrungssucht übergeht, wie beim Kambyses, so erzeugt der mythische Volksglaube gegen die, welche sich absondern und höher er-

leuchtet dünken, oft einen Haß voll Erbitterung, wie bei den syrischen Griechen gegen die Juden. In Indien waren beide streitende Elemente, deren Kampf von jeher so viele große Religionskriege bis auf die neuesten Zeiten hervorgebracht hat, schon vor Alters beisammen; aber gewiß nicht immer so friedlich als jetzt, da alles lange geschwächt und das ganz unverträgliche so oft schon ausgestoßen worden ist, oder sich selbst freiwillig abgesondert hat.

Wenn es gegründet ist, daß unter den Yavanern der indischen Bücher mehre westlich gewanderte, dem sinnlichen Naturdienst ergebne, Völker zu verstehen sind, so müssen wir vielleicht längst dem Euphrat und Tigris herauf durch Phönicien und Klein-Asien den Weg suchen, auf welchem altaßatische Stämme, und mit ihnen indische Sprache und Vorstellungen sich bis nach Griechenland und das mittlere und untere Italien verbreitet haben. Gesetzt auch, was noch gar nicht erwiesen ist, daß Babylon und das umher liegende Hauptland in den ältesten Zeiten schon von einem syrisch redenden Volke bewohnt ward; so war doch gewiß so frühe als hier ein

großes Reich war, dieses eben wie auch später aus sehr verschiednen Völkern zusammengesetzt. Phrygien, ein von Babylon abhängiger Lehnstaat, giebt schon ein Mittelglied mehr, da wohl kein Geschichtskundiger mit den Alten, die sich so gern zu Autochthonen machten, die zahlreichen Hellenen in Klein-Asien erst aus Europa wird ableiten wollen. Zwar sind in spätern Zeiten unstreitig viele dieses Weges wieder nach Asien gekommen, wie vielleicht bei jeder großen Wanderung einzelne Helden und Kriegsheere oder auch friedliche Anpflanzer denselben bekannten Weg, den sie gekommen waren, auch wieder zurückwanderten. Denn die großen Wanderungen geschahen fast immer allmälig, fast immer blieb noch Verkehr und gegenseitige Kundschaft zwischen denen in der Ferne und den Zurückgebliebenen, bis die weite Entlegenheit und noch mehr die Länge der Zeit die allmälig Entfremdeten für immer so ganz trennte, daß oft beide Theile bei einem spätern Wiederbegegnen über die unläugbaren Beweise einer gemeinsamen Abkunft gleich sehr erstaunten.

Wie manches Königs- und Heldengeschlecht in Hellas und Italien ward nicht aus Klein-Asien hergeleitet! Babylon, oder wie man sonst das große alte Reich am Euphrates und Tigris nennen will, das noch vor den Persern seine Herrschaft bis tief in Klein-Asien hinein erstreckte, war, was es seiner ganzen Lage nach sein mußte, eine Seemacht *); und auch die Hellenen waren schon in den ältesten Zeiten ein seefahrendes Volk. Daß die italischen Völkerschaften des mittleren Landes, die mit den Lateinern von gleicher Abkunft waren, zur See gekommen seien, beweißt die ganze Lage der verschiedenartigen Völkerschaften in Italien, denn wenn sie zu Lande etwa über die carnischen Alpen durch Venetien ihren Weg genommen hätten, so müßten bei einer solchen Einwanderung mehr Spuren dieses Weges im nördlichen Theile Italiens übrig geblieben sein.

*) Was über die Wasserbaukunst der Babylonier und andres dahin gehörige bei den Alten vorkommt, findet sich zusammengestellt in Heerens Ideen über den Handel der alten Welt u. s. w.

Von der indischen Verfassung finden sich bei den ältesten Römern vielleicht bei genauer Ansicht noch mehr Ueberbleibsel als man beim ersten Blick denken sollte. Die Patricier, die ausschliessend das Recht der Augurien hatten, waren wohl ursprünglich nichts anders als der erbliche Priesterstand; und nur dadurch, daß dieser auch den Krieg übte und die Rechte des Kriegsstandes mit an sich riß, ward der eigentliche Adel (die equites) zurückgedrängt, bis die Alleinherrschaft dieses übermächtigen kriegerischen Priesteradels den Widerstand des Volks aufreizte und jener Kampf begann, der uns noch jetzt in den alten Geschichten so lebhaft anzieht.

Wenn die Griechen Alexanders eigentliche Republiken bei den Indiern zu finden glauben, so dürfen wir dieses doch wohl schwerlich nach der Weise der hellenischen, phönicischen oder italischen Freistaaten verstehen. Die Griechen hatten keinen Begriff von einer ständischen Verfassung, wie es die indische von Alters her war; noch von einem auf unverletzlich heilige ständische Rechte gegründeten, gesetzlichen und freien Königthum; sie werden also nach ihrer Weise

für isolirte Freistaaten gehalten haben, was nur dem größern Ganzen einverleibte selbstständige Glieder desselben waren. Nur das eine ist in der Verwirrung der ältesten indischen Geschichte klar, daß es schon damals große Monarchien in Indien gab, obgleich ständische, durch die erblichen Rechte der Priester und des Adels vielfach beschränkte. Auch bei den von Indien abstammenden Nationen und Kolonien dürfte die republikanische Verfassung erst später entstanden, die monarchische in den ältesten Zeiten die herrschende gewesen sein, besonders wo der Kriegs- und Adelstand den größten Antheil an der Bildung des Ganzen hatte, wie in Persien. Merkwürdig bleibt es immer, daß die geschichtlichen Urkunden des westlichen Asiens, wie die Dichtersagen des an Asien gränzenden südöstlichen Europas, beide mit Erzählungen von einer uralten Königs-Burg, einem herrlichen Reiche beginnen, dessen durch Ueppigkeit und Uebermuth erfolgte Zerstörung, zur Zerstreuung der Stämme und Völker, zu vielen Abentheuern und auch zur Stiftung mancher kleinern und neuern Staaten Gelegenheit gegeben habe. Hat die Sage vom

trojanischen Kriege einen historischen Sinn, wie ihr altes Gepräge vermuthen läßt, so sind wir berechtigt, sie aus der hellenischen Beschränktheit heraus zu rücken, und an die größere asiatische Ueberlieferung anzuknüpfen. Daß Namen von Orten, Bergen oder Städten, die in der Sage eine große Stelle einnehmen, im Verlauf der Zeiten mit dem Fortrücken der Sage und des Volkes selbst, oft noch weiter, immer näher und mehr westlich gerückt worden sein, ist zu bekannt als daß es der Beispiele bedürfte.

Es darf wohl kaum erinnert werden, daß alle diese Bemerkungen nichts weiter sollen, als nur ungefähr die Aussicht eröffnen, wie fruchtbar das indische Studium auch an historischen Folgerungen sein dürfte. Manches Einzelne in der ältesten Völkergeschichte Asiens wird sich erst ganz fest entscheiden, ein vollständiges Bild des Ganzen erst dann entwerfen lassen, wenn noch mehre Hülfsmittel gegeben sind; besonders eine kritische Bearbeitung der eigenthümlichen indischen Erdkunde aus den Quellen, die vielleicht auch noch in anderer Rücksicht sehr lehrreich sein würde, und eine vollständige Uebersetzung des

Skondopurano, der für Geschichte unter allen Puranas am meisten enthalten soll. Indessen läßt sich doch schon aus dem wenigen, was wir bis jetzt haben, vieles erklären und aufhellen, und oft grade was das schwerste und befremdendste scheint. So kann z. B. wohl nichts so viel Zweifel erregen, als wie eine Völkerschaft aus dem fruchtbarsten und gesegnetsten Erdstriche Asiens bis in den äussersten skandinavischen Norden hinauf habe wandern mögen; denn sie immer wieder durch andre Horden hinauf drängen zu lassen, dürfte besonders bei einem so zahlreichen Stamm, wie der der germanischen Völker war, eine Erklärung sein, wobei der Geschichtskundige sich wohl schwerlich befriedigen möchte. In der indischen Mythologie findet sich etwas, was diese Richtung nach Norden vollkommen erklären kann; es ist die Sage von dem wunderbaren Berg Meru, wo Kuvero, der Gott des Reichthums, thront. Mag nun dieser Begriff aus einer misverstandenen Ueberlieferung, oder aus was immer für einer dunklen Naturansicht und Naturaberglauben entstanden sein; genug, diese hohe Verehrung des Nordens,

und des heiligen Berges im Norden ist da, und sie ist nicht blos eine Nebensache in dem ganzen System der indischen Denkart, sondern ein überall wiederkehrender allen ihren Dichtungen tief eingeprägter Lieblingsbegriff. Es wäre nicht das erste und nicht das einzige Mal, daß dichterische Sagen und alte Gesänge, tief im innigsten Gefühl und Glauben mit Religion verwebt, auf die Züge und Abentheuer der Helden mehr Einfluß gehabt haben, als diejenigen glauben möchten, die von der Geschichte nur die Politik kennen.

Gesetzt also, nicht blos der äussere Drang der Noth, sondern irgend ein wunderbarer Begriff von der hohen Würde und Herrlichkeit des Nordens, wie wir ihn in den indischen Sagen überall verbreitet finden, habe sie nordwärts geführt, so würde sich der Weg der Germanischen Stämme von Turkhind längst dem Gihon bis zur Nordseite des caspischen Meers und des Kaukasus leicht nachweisen lassen; ob sie aber von da aus vorzüglich mehr die Gebirge aufgesucht und sich da angesiedelt, oder ob sie mehr den großen Strömen nachgegangen seien, wie

die alten asiatischen Nationen dasselbe Leben an einem weitherrschenden Flusse, wie am Ganges so auch am Nil und Euphrat, überall wieder suchten; diese für unsre vaterländische Geschichte sehr wichtige Frage weiter zu verfolgen, ist hier der Ort nicht.

Viertes Kapitel.

Vom orientaliſchen und indiſchen Studium überhaupt, und deſſen Werth und Zweck.

Nachdem wir die Fruchtbarkeit des indiſchen Studiums für Sprachforſchung, Philoſophie und alte Geſchichte gezeigt und angedeutet haben, bliebe nichts mehr übrig als noch das Verhältniß der orientaliſchen Denkart überhaupt zur europäiſchen zu beſtimmen, und den Einfluß darzuſtellen, welchen die erſte auf die letztere gehabt hat oder haben ſoll, um auch von dieſer Seite die Wichtigkeit des indiſchen Studiums deutlich zu machen, welches der Zweck dieſer ganzen Abhandlung war.

Da die heilige Schrift das eigentliche Band geworden ist, wodurch auch die europäische Denkart und Bildung an das orientalische Alterthum sich anknüpft, so ist hier der schicklichste Ort, das Verhältniß des indischen Alterthums zur mosaischen Urkunde und überhaupt zur Offenbarung zu berühren; ein Gegenstand, den wir bei dem historischen Theil bis jetzt absichtlich vermieden haben, um den Leser nicht auf den unsichern Ocean so verschiedener Auslegungen und Hypotheſen zu führen, die nur allein über den Stammbaum der Noachiden und die wahre Lage des Paradieſes sich in fast zahlloſer Menge, eine über die andre wälzen. Die kritische Sichtung so vieler Meinungen würde eine eigne ausführliche Behandlung erfordert haben, die wir andern überlaſſen.

Eins zwar, was für die Religion das weſentlichſte und allein zu wiſſen nothwendig ist, sagt uns die mosaische Urkunde in solcher Klarheit, daß noch keine Auslegung es hat verdunkeln mögen: daß der Menſch nach Gottes Bilde erſchaffen sei, daß er aber die Seligkeit und das reine Licht, deſſen er sich anfangs erfreute, durch eigne Schuld

verlohren hatte. Wenn die mosaische Urkunde in dem Verfolg ihres ältesten geschichtlichen Theils zwar nicht immer ausführlich erzählt, (denn zur Befriedigung bloßer Wißbegier und zum historischen Unterricht ward sie nicht gegeben) aber doch bedeutend auf die Wege und Punkte hinweist, wie ein Strahl des ursprünglichen Lichtes, da die Nacht der Sünde und des Aberglaubens alle Welt umher bedeckte, dennoch durch göttliche Fügung sei gerettet und erhalten worden; so zeigen uns die indischen Urkunden die Entstehung des Irrthums, die ersten Ausgeburten, deren der Geist immer mehrere ergrübelte und erdichtete, nachdem er einmal die Einfalt der göttlichen Erkenntniß verlassen und verlohren hatte, von der aber mitten in Aberglauben und Nacht noch so herrliche Lichtspuren übrig geblieben sind.

Der Gegensatz des Irrthums zeigt uns die Wahrheit in einem neuen noch hellern Lichte, und überhaupt ist die Geschichte der ältesten Philosophie, d. h. der orientalischen Denkart, der schönste und lehrreichste äussere Commentar für die heilige Schrift. So wird es z. B. denjenigen, der die Religionssysteme der ältesten Völker Asiens kennt,

nicht befremden, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, besonders aber von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testamente mehr angedeutet und nur berührt, als ausführlich und ausdrücklich entwickelt, und als Grundsäulen der Lehre aufgestellt werden. Der Meinung, daß Moses, er dem alle Weisheit der Aegypter bekannt war, von diesen bei den gebildetsten Völker des alten Asiens allgemein verbreiteten Lehren nicht gewußt haben sollte, wird man wohl schwerlich irgend eine auch nur historische Wahrscheinlichkeit geben können. Sehen wir aber, wie bei den Indiern z. B. grade an die hohe Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele der meiste und gröbste Aberglauben sich fest und fast unabtrennlich angeschlossen hatte, so erklärt sich daraus das Verfahren des göttlichen Gesetzgebers auch in äusserer Rücksicht.

Mancher unbillige Vorwurf, da man es den Propheten Gottes bei den Hebräern als Beschränktheit auslegt, daß sie, alles andre streng verwerfend, ihre Lehre und ihr Volk so hart absonderten, würde von selbst weggefallen sein, wenn man gewußt hätte, sich in den Zustand der orientalischen Völker der damaligen Zeit zu ver-

setzen. Man stelle es sich vor Augen, wie damals bei den gebildetsten und weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichtes vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet,*) und oft grade das Edelste auch bei Persern und Indiern am übelsten angewandt und misdeutet; und man wird es begreifen, wie nothwendig jene Strenge und Absonderung, wie natürlich der Eifer jener Männer nur auf das Eine, alles andre bei Seite setzend, gerichtet sein mußte, daß doch nur ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit nicht vollends untergehe, daß es rein und unverderbt erhalten werde. Daß manchen einzelnen Israeliten Jehova nichts als ein bloßer Nationalgott war, mag sein; daß aber die Propheten und göttlichen Lehrer selbst es so gemeint, wird man nirgend zeigen können, man müßte

*) Herrliche Winke darüber finden sich in Herders ältester Urkunde des Menschengeschlechts. Nur daß ich jeden trüben Strom entarteter Mystik nicht so unmittelbar aus dem reinen Quell göttlicher Offenbarung herleiten möchte. Sonst aber weht die Fülle des orientalischen Geistes in diesem Werke, wie in mehreren der frühern theologischen Schriften Herders.

denn die Lehre von dem unmittelbaren, nähern und besondern Verhältniß mit der Vorsehung, in welches der Mensch durch den Glauben treten kann und in der Kirche wirklich tritt, die Hauptlehre des Christenthums, so ganz verkennen, daß man sie mit jenem Irrthum verwechselte, der den Vorwurf der angeblichen jüdischen Beschränktheit des alten Testaments begründen soll.

Mit dem Christenthum hat die Religion des Fo in einigen Stücken der Lehre und selbst der äussern Einrichtung eine auffallende, aber dennoch falsche Aehnlichkeit. Das Einzelne stimmt oft sonderbar überein, aber es ist alles entstellt und verzerrt, alles hat ein andres Verhältniß und einen andern Sinn; es ist die Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen. Von ganz andrer und höherer Art ist jene, gewiß auch dem Leser bei der Uebersicht der orientalischen Systeme im zweiten Buch bemerklich gewordne, Verwandtschaft und Aehnlichkeit, besonders der persischen Religion des Lichtes und der Lehre vom Kampf des Guten und Bösen, mit der heiligen Schrift sowohl des alten als des neuen Bundes. Eben daß man diesen Spuren zu ausschliessend folgte, die ächte oder

gar unächte Aehnlichkeit für völlige Gleichheit nahm, ist oftmals Ursache abweichender Irrthümer, wie beim Manes und andern, geworden. Von dem, was bei den Personn jener Lehre irriges beigemischt war, findet sich in den heiligen Schriften nichts; was sie lehren, ist nicht System, sondern aus göttlicher Offenbarung, die durch innere Erleuchtung ergriffen und verstanden wird, leiten sie die Erkenntniß des Wahren her.

Es könnte aber doch die Vergleichung mit der theils wirklich, theils scheinbar so verwandten Denkart dazu dienen, es sogar historisch und ganz äusserlich zu zeigen, daß nur eine und dieselbe Ansicht, im alten Testamente wie im neuen, durch das Ganze hingehe und herrsche; nur das was dort blos angedeutet und vorgebildet wird, hier in vollem Glanze erscheint. Es dürfte daher die alte christliche Erklärungsart des alten Testaments die einzige richtige sein, und als solche durch eine vollständige Kenntniß der Geschichte des orientalischen Geistes auch von aussen bestätigt werden. Es ist dieß sogar blos aus dem Gesichtspunkte der Kritik angesehen, ganz deutlich; es würde selbst dann gelten, wenn man die Lehre der Schrift

für nichts mehr hielte, als für eine der orientalischen Denkarten, gewiß in diesem Falle, von allen die erhabenste und tiefsinnigste. Denn wie läßt sich wohl ein Werk verstehen und erklären, als nach der Denkart, die ihm zum Grunde liegt? und wo kann wohl diese Denkart selbst ergriffen werden, als da, wo sie ganz ausgesprochen worden, und in vollkommner Klarheit erscheint? Daß dieß im neuen Testamente geschehe, wird jeder zugeben, der es nur nach unbefangener Kritik, mit der unvollkommnen Andeutung des alten, oder mit dem zum Theil irrigen persischen System zusammenhalten will. Daher kann der Sinn des alten Testamentes durch keine bloße Exegese aufgeschlossen werden, wenn dieselbe auch an Sprach- und andrer Nebengelehrsamkeit alle Meister des Talmud überträfe, wo nicht das Licht des Evangeliums hinzukommt, um das Dunkel zu erhellen *) Spuren der Wahrheit, einzelne Spuren

*) Ein vortreffliches Beispiel dieser ältern Erklärungsart ist in der Geschichte der Religion Jesu von Fr. L. Grafen zu Stollberg aufgestellt; einem Werke, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste

göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichre Absonderung des beigemischten Irrthums wird wohl niemand finden, ausser durch das Christenthum, welches allein Aufschluß giebt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist, als alles Wissen und Wähnen der Vernunft.

Wir betrachten nunmehr mit einigen Worten den Einfluß, welchen die orientalische Philosophie, von der wohl gewiß ein bedeutender und nicht der schlechteste Theil indischen Ursprungs ist, auf die europäische gehabt hat. Sehr groß war dieser Einfluß von jeher, obgleich vielleicht kein einziges orientalisches System ganz rein nach Europa gelangt ist, und die Griechen eben so wohl als die Neuern alles, was sie von daher annahmen, sich selbstthätig aneigneten, und auf mannichfache Art umgebildet und verändert haben.

Aber wir müssen einen Begriff von dem Gange und eigenthümlichen Charakter der euro-

---

Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist.

päischen Philosophie voranschicken, ehe wir den Einfluß der orientalischen Ideen auf dieselbe deutlich machen können. Beim ersten Aufschwunge der noch ungeschwächten Geisteskraft ist die europäische Philosophie überall Idealismus, worunter wir nicht blos die Lehre von der Ichheit oder von der Nichtigkeit des äussern Scheins verstehen, sondern jede Philosophie, die von dem Begriffe der selbstthätigen Kraft und lebendiger Wirksamkeit ausgeht, also auch das System der Stoiker, des Aristoteles und mancher von den noch ältern Griechen. Wenn der Begriff des Unendlichen noch vorhanden, die Kunde der alten Offenbarung aber schon verlohren ist, was ist natürlicher, als daß der Mensch alles aus sich selbst zu nehmen glaubt, alles auf eigne Kraft und Vernunft gründen will? Alle die höhern Begriffe, die ihn in Sprache und Religion, in alten Gedichten und Sagen von Kindheit an umgeben und unbewußt angeregt haben, hält er nun für sein Erzeugniß und sein Eigenthum; denn es waren nur einzelne Spuren des Göttlichen, deren Zusammenhang für ihn verlohren war. Freilich hat man noch nicht gefunden, daß eine solche Philo-

sophie bei irgend einem Volke entstanden sei, das wirklich sich selbst überlassen und von den Quellen und Strömen der alten gemeinsamen Ueberlieferung ganz weit entfernt lag; und wenn diese Weisheit wirklich so ganz aus sich selbst geschöpft wäre, als sie es vorgiebt, so würde sie sich wohl auch selbst besser aus den unsäglichen Verirrungen helfen können, in die sie sich auf diesem Wege jederzeit verwickelt hat. Diese häufen sich immer so sehr und so schnell, daß die Philosophie bald skeptisch wird, bis sie endlich, wenn die Verstandeskräfte durch langes Zweifeln hinlänglich geschwächt worden, zu der blos empirischen Denkart herabsinkt, wo der Gedanke der Gottheit, wenn er auch dem Nahmen nach stehen bleibt, doch im Grunde vernichtet wird, überhaupt die Idee ganz verschwindet, und der Mensch unter dem Vorwand einer vernünftigen Beschränkung auf den allein nützlichen Erfahrungskreis, den höheren Geist, der ihn doch allein wesentlich vom Thier unterscheidet, als ein falsches Streben aufgiebt. Das Trostlose dieses lezten Geisteszustandes pflegt einzelne Denker zu wecken, denen es unmöglich bleibt, darin zu verharren, und die also irgend

einen Rückweg zur ältern und beſſern Philoſophie ſuchen, und ſo es ihnen Ernſt iſt, gewiß auch finden.

Dieſes iſt der einfache Gang aller europäiſchen Philoſophie von den älteſten Griechen bis auf die neueſten Zeiten. Dieſer Kreislauf von einer Philoſophie, die wenigſtens den Begriff des Unendlichen und der ſelbſtthätigen Kraft noch nicht verlohren hat, zur Skepſis und endlich zur empiriſchen Denkart hat ſich mehr als einmal wiederhohlt; jede neue Wiederhohlung aber war von der vorigen verſchieden, grade weil man mit dieſer bekannt war und ſie benutzte, das Neue zum Theil wenigſtens ſich an das Alte durch Umbildung oder durch den Gegenſatz anſchloß.

Noch mehr Unregelmäßigkeit aber und noch mehr Schwankendes kommt in den Gang des europäiſchen Geiſtes, durch das immer von Zeit zu Zeit geſchehene Eingreifen der orientaliſchen Philoſophie als eines fremden Gährungsſtoffs. Ohne die ſtets erneuerte Anregung dieſes belebenden Princips würde der europäiſche Geiſt ſich wohl nie ſo hoch erhoben haben, oder doch frühe wieder geſunken ſein. Auch die höchſte Philoſophie der Europäer,

der Idealismus der Vernunft, so wie ihn griechische Selbstdenker aufstellten, würde wohl, an die Fülle der Kraft und des Lichts in dem orientalischen Idealismus der Religion gehalten, nur als ein schwacher prometheischer Funke gegen die volle himmlische Gluth der Sonne erscheinen, nur geraubt und immer wieder zu erlöschen drohend; aber je geringer der Gehalt, desto künstlicher ward die Form ausgebildet.

Freilich aber ist die orientalische Weisheit bei den Griechen wie bei den Neuern oft aus trüben Quellen geflossen. Wie sehr in den Zeiten der Neu-Platoniker und Gnostiker alles schon in der spätesten Entartung und Mischung der Systeme, in den Kreis der europäischen Bildung gelangt sei, ist zu allgemein bekannt, als daß es weiter angeführt werden dürfte. In dem, was man orientalische Philosophie nennt, ist dem alten System der Emanation mehr oder weniger Pantheistisches und Dualistisches, aus der orientalischen Zahlenphilosophie oder aus der Lehre von den zwei Principien hergenommenes, beigemischt.

Es ist dieß auch wohl nicht bloß in jenen späten Zeiten der Fall, sondern es dürfte schon

beim Pythagoras so sein, wenn wir anders den Nachrichten von ihm, die uns für die ältesten und besten gelten, irgend trauen dürfen. Wenigstens gehört die Zahlenlehre der Pythagoräer, von der nicht so leicht auszumachen, ob sie eigne Erfindung oder auch orientalischen Ursprungs war, durchaus nicht zu dem System, aus dem sie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, so wenig als ihre Entgegensetzung zwiefacher Grundwesen und Grundbegriffe. Ja wir haben gesehen, daß in Asien selbst schon in frühen Zeiten, die spätere Lehre an die ältere sich durch Mischung oder Umdeutung angeschlossen habe; hat man aber jede der abgesonderten Denkarten erst für sich rein aufgefaßt, so wird man wenig Schwierigkeit finden, sich auch die zusammengesetzten und verwickelteren Erscheinungen zu erklären.

Die Kenntniß der Philosophie ist wie zur Erforschung des orientalischen Alterthums überhaupt, so insbesondre für das indische Studium sehr wesentlich und kaum zu entbehren. Wohl verstehen wir unter der Kenntniß der Philosophie etwas mehr als einige dialektische Uebung, nach

irgend einem eben umlaufenden Syſtem, was denen neu ſcheint welche die alten nicht kennen, alles conſtruiren zu können; vor allem eine vertraute Bekanntſchaft mit dem Geiſt jener großen alten Syſteme, die auch auf das äuſſere Schickſal der Menſchheit einen ſo mächtigen Einfluß gehabt haben. Dieſen Geiſt aber wird freilich niemand begreifen, dem nicht die Bedeutung ſpekulativer Gedanken durch eignes Forſchen klar geworden iſt.

Welche große Quelle Philoſophie in der indiſchen Litteratur einnehme, wird deutlich erhellen, wenn man ſich der Ueberſicht des Ganzen nach den vier wichtigſten Epochen aus dem zweiten Buche erinnern will. In der erſten Epoche der Veda's und alles älteſten, was ſich zunächſt an dieſe anſchließt, ſo wie in der dritten Epoche der Puranas und des Mhaſs iſt Philoſophie mit allem unzertrennlich verflochten und beim Mangel ohne ſie zu hoffen. In der mittlern zwiſchen jenen beiden, in der zweiten Epoche mag Philoſophie und Poeſie etwas mehr geſondert erſcheinen, aber wohl ſchwerlich ſo ſehr als ſie es bei den Griechen und überhaupt den Europäern faſt immer waren; und ſelbſt die vierte

und letzte Epoche des Kalidas und der andern Dichter unter Vikramadityh, wo die indische Poesie vorzüglich und nicht abgesondert blühte, ist doch noch durchaus auf die ältern gegründet und nicht von ihnen abzusondern möglich.

Möchte doch überhaupt das indische Studium dazu beitragen, uns zu der größern Art und Ansicht der vortrefflichen Männer zurückzuführen, welche im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert das griechische und das orientalische Studium zuerst gestiftet haben; da man noch nicht glaubte, daß bloße Sprachkenntniß Anspruch auf den Namen eines Gelehrten gebe und fast keiner unter jenen genannt werden kann, bei dem nicht seltne Sprachkenntniß mit der Fülle historischer Kenntnisse und mit einem ernsten Studium der Philosophie wäre vereint gewesen.

Dann würden alle Theile der höhern Erkenntniß als ein untheilbares Ganzes vereint mit desto größerer Kraft wirken und es würden die Heiligkeiten des Alterthums auch in unsre Zeit lebendig eingreifen und sie zu neuen Hervorbringungen befruchten. Denn niemals entstand auch ein wahrhaft Neues, das nicht durch

das Alte zum Theil angeregt und hervorgerufen, durch seinen Geist belehrt, an seiner Kraft genährt und gebildet worden wäre. Während nun auf der einen Seite alle Vernünftler und die, welche vorzüglich in der Gegenwart leben und von dem Geist derselben sich lenken und beherrschen lassen, fast ohne Ausnahme dem verderblichen und zerstörenden Grundsatze ergeben sind, alles durchaus neu und von vorn wie aus Nichts erschaffen zu wollen, ist auf der andern Seite wahre Kenntniß des Alterthums und der Sinn für dasselbe fast verschwunden, die Philologie zu einer in der That sehr schaalen und unfruchtbaren Buchstabengelehrsamkeit herabgesunken, und so bei manchen erwünschten Fortschritten im Einzelnen, doch das Ganze zersplittert und weder Kraft noch lebendiger Geist darin sichtbar.

Ein Vorurtheil, was in dieser Rücksicht viel geschadet hat und noch schadet, ist die Trennung, die man sich zwischen dem orientalischen und dem griechischen Studium und Geist mehr selbst erdacht und willkührlich angenommen hat, als daß diese gänzliche Verschiedenheit in der Wahrheit gegründet wäre. In der Völkergeschichte

sind die Bewohner Asiens und die Europäer wie Glieder einer Familie zu betrachten, deren Geschichte durchaus nicht getrennt werden darf, wenn man das Ganze verstehen will. Aber auch was man in der Litteratur gewöhnlich den orientalischen Styl und Geist nennt, ist nur von einigen asiatischen Völkern hergenommen, besonders von den Arabern und Persern, und von einigen Schriften des alten Testaments, insofern sie bloß als Poesie beurtheilt werden; auf mehre andre Völker paßt es gar nicht. Es besteht diese orientalische Eigenthümlichkeit nach der gewöhnlichen Vorstellungsart, in einer hohen Kühnheit und verschwenderischen Fülle und Pracht der Bilder nebst dem oft damit verbundenen Hange zur Allegorie. Das südliche Klima kann nur als mitwirkende Ursache, nicht als Hauptgrund dieser Richtung der Fantasie gelten, da dieselbe bei so manchen sehr südlichen und auch sehr dichterischen Nationen, wie die Indier, so gar nicht gefunden wird. Die eigentliche Ursache liegt vielmehr in der intellectuellen Religion. Ueberall wo eine solche herrscht, sei nun philosophisch tief, und aus göttlicher Liebe hervorge-

gangen, aber aber roh und wüst wie die Bedeutung des Hochmuths in der Lehre des Mahomed; es wird überall so lange noch poetischer Geist vorhanden ist, die Fantasie, nachdem sie der alten Mythologie entbehren muß, keinen andern Ausweg finden, als den jener kühnen allegorischen Bildlichkeit. Daher finden wir diesen sogenannten orientalischen Charakter eben so wohl in vielen Dichtern des Mittelalters, (auch in italiänischen und deutschen, nicht bloß in spanischen) als in den romantischen Dichtungen der Perser und Araber, ohne daß wir deßfalls zu dem Einfluß der Kreuzzüge unsre Zuflucht zu nehmen brauchten, da die gleichen Umstände in Europa wie in Asien dieselben Folgen hervorrufen mußten. Wie paßt nun aber diese Farbengluth zu der prosaischen Trockenheit der Chinesischen Bücher, oder zu der schönen Einfalt des indischen Styls? Zwar in der Sakuntola des Kalidas fehlt es auch nicht an Blumenschmuck und Bilderfülle; doch auch hier ohne alle Ueberspannung. Die ältern indischen Gedichte vollends, sind noch bildloser als selbst die einfachsten und strengsten Werke der Griechen; die tiefe Seele, die in allem

lebt und athmet, die helle Klarheit, in der alles daſteht, bedarf nicht dieſes wilden Feuers, und keiner unerwarteten Schläge und Strahlen der glühenden Fantaſie.

Eine andre Eigenſchaft, die man auch als eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit orientaliſcher Werke anſieht, betrifft mehr den Gedankengang im Ganzen und ſelbſt die Anordnung und Compoſition, die ſich durch Dunkelheit oft von den Werken der Griechen unterſcheidet. Auf die indiſchen Werke iſt dieſes wiederum gar nicht anwendbar, ſondern vorzüglich auf die vorhin genannten Nationen. Theils hängt dies wohl zuſammen mit der eben geſchilderten Ueppigkeit bildlicher Fantaſie, und dem Hange zur Allegorie; wo dieſe im Einzelnen vorwalten, da wird auch im Gliederbau und der Anordnung des Ganzen oft dieſelbe bloß andeutende Kühnheit herrſchen, und daher Dunkelheit entſtehen. Zum Theil dürfte es ſich aber auch aus denjenigen Grundverſchiedenheiten der Grammatik, die wir im erſten Buch entwickelt haben, erklären laſſen. Ich halte dafür, daß alle Werke der Rede, dem Geſetz ihrer Sprache von Natur, ſich

gen, wenn nicht ein höherer Geist es anders lenkt, oder da wo man durch Vernachlässigung noch tiefer hinabsinkt. Wie nun in den Sprachen, die ihre Grammatik durch Suffixa und Präfixa bilden, die Construction im Einzelnen schwer ist, so wird auch der Gedankengang leicht verworren oder dunkel sein. In den Sprachen, die sich ihr Geschäft durch Hülfsverba und Präpositionen für den Gebrauch am bequemsten abkürzen, wird die Composition zwar leicht und verständlich, gern aber auch nachlässig und formlos sein; Sprachen aber, die durch innere Flexion der Wurzeln eine Fülle von Nebenbestimmungen des ursprünglichen Sinns genau bezeichnen, wie die griechische und die indische, führen von selbst zur schönen Form, wie im Einzelnen der grammatischen Construction so auch im Ganzen der Anordnung und der Composition.

Auch in dieser letzten Beziehung also hat was man orientalischen Geist und Styl nennt, nur eine sehr beschränkte Anwendung auf einige wenige Völker. Zudem giebts der Ausnahmen und Uebergänge überall genug. So hat die Dunkelheit in dem Gedankengange des Aeschylus

besonders in den Chören, obwohl in einer ganz hellenischen Form, dennoch wirklich etwas Orientalisches, was aber mehr von der leidenschaftlichen Aufregung, dem gewaltsamen Zustande der Fantasie überhaupt herrührt, als von einzelnen Bildern oder von irgend einer Unfähigkeit zur Klarheit. Auch dem Pindar giebt die lyrische Kühnheit der Gleichnisse und Anspielungen, und die Abgerissenheit der Uebergänge einen orientalischen Anstrich; seine Milde und Weichheit bei der heroischen Größe des Inhalts und Gedankens hat etwas von dem Charakter der indischen Gedichte, so weit wir sie bis jetzt kennen. So wie die größten Denker, die tiefsinnigsten Philosophen Europa's sich fast immer durch eine entschiedne Vorliebe für das orientalische Alterthum auszeichneten; so näherten sich mehre und zwar besonders große Dichter bei den Griechen, und um nur den einzigen Dante zu nennen, auch bei den Neuern, nur auf eine weniger bewußte Weise, der orientalischen Eigenthümlichkeit und Größe.

So wie nun in der Völkergeschichte die Asiaten und die Europäer nur eine große Familie, Asien und Europa ein unzertrennbares Ganzes

bilden, so sollte man sich immer mehr bemühen, auch die Literatur aller gebildeten Völker als eine fortgehende Entwicklung und ein einziges innig verbundenes Gebäude und Gebilde, als Ein großes Ganzes zu betrachten, wo denn manche einseitige und beschränkte Ansicht von selbst verschwinden, vieles im Zusammenhange erst verständlich, alles aber in diesem Lichte neu, erscheinen würde.

Wenn es natürlich ist, daß der tiefsinnige Geist des Mittelalters, auf den unsre ganze Verfassung und jetziges Leben sich gründen, und noch lange gründen werden, uns in der Geschichte, Dichtkunst und Sittenlehre vor allen am nächsten steht, und die Kenntniß desselben für das Leben am wichtigsten ist; wenn das griechische Studium die beste nicht nur, sondern eine durchaus nothwendige Vorbereitung und Schule gründlicher Gelehrsamkeit bleibt, weil nirgends sonst wo die Kritik als Kunst so vollständig ausgebildet worden; wenn endlich auch die Kunst, die Philosophie und Poesie der Griechen, falls wir nicht bloß bei der äussern Form stehen bleiben, wie die Buchstabengelehrten und gewöhnlichen Aesthetiker und Kunstkenner, theils an sich von hohem Werthe

theils aber auch ein unentbehrliches Mittelglied der europäiſchen Bildung und der orientaliſchen Ueberlieferung ſind, ſo wie die römiſche Literatur den Uebergang von den Griechen zum Mittelalter bildet; ſo dürfte doch das indiſche Studium allein dahin führen, die bis jetzt noch ganz unbekannten Gegenden des frühſten Alterthums aufzuhellen, und dabei an dichteriſchen Schönheiten und philoſophiſchem Tiefſinn nicht minder reiche Schätze darzubieten haben.

Und wenn eine zu einſeitige und bloß ſpielende Beſchäftigung mit den Griechen den Geiſt in den letzten Jahrhunderten zu ſehr von dem alten Ernſt oder gar von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, ſo dürfte dieſe ganz neue Kenntniß und Anſchauung des orientaliſchen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, um ſo mehr zu der Erkenntniß des Göttlichen und zu jener Kraft der Geſinnung wieder zurückführen, die aller Kunſt und allem Wiſſen erſt Licht und Leben giebt.

Indische Gedichte.

Ich setze diesen Bruchstücken indischer Dichtkunst einige Bemerkungen über die Handschriften voran, nach denen die Uebersetzung gemacht worden, über die Orthographie, das Sylbenmaaß und endlich über die Auswahl der verschiednen Stücke.

Die Handschrift des Ramayon gehört zu den schönsten, welche die Pariser Bibliothek besitzt. Sie ist in großen Devonagori-Charakteren auf Quartblättern von Papier geschrieben. Die Handschrift des Manovodharmoshastron in bengalischen Charakteren auf länglichten Papierblättern, in Form derer aus Baumrinde, gehört wohl weder in Rücksicht der Schönheit noch der Correctheit zu den vorzüglichen. Von dem Bhogovodgita giebts vier verschiedne Hand-

schriften in kleinem Format, als Bücher gebunden; sie sind sämtlich in Devonagori-Charakteren, einige mit Scholien, der Text ist sehr correct. Von dem Mohabharot ist ein gut geschriebenes Exemplar in bengalischen Charakteren auf Baumrindenblättern vorhanden.

Was die Orthographie betrifft, so habe ich den kurzen Vokal, der ausgenommen am Anfang des Wortes nicht geschrieben wird, in dem grammatischen System als ein kurzes a gilt, in der neuern Aussprache aber o lautet, o geschrieben; theils wegen der Autorität, welche der noch lebende Ton, so sehr auch die Sprache selbst entartet sein mag, immer behalten muß, wie man auch im Griechischen vielleicht besser gethan hätte, die Aussprache der Neu-Griechen nicht so ganz zu verlassen; theils aber ist es geschehen, um den Uebellaut zu vermeiden, der aus den zu sehr gehäuften a entsteht, und damit die Quantität desto leichter beobachtet werde, da wir eher gewohnt sind, ein o besonders am Ende des Worts kurz zu sprechen als ein a. Das ড der ersten Reihe, welches wie eine eigne Art von r lautet, und welches Jones durch einen Punkt, die Perser

aber unter dem Nahmen des indischen Dal mit vier Punkten bezeichnen, habe ich dem Klange gemäß r geschrieben. Die zusammengesetzten Consonanten ño und kſho, welche ghyo und khyo gesprochen werden, habe ich aber ungeachtet der kleinen Härte nicht nach der Aussprache, sondern nach der grammatischen Strenge geschrieben, da es in manchen Fällen selbst für die Etymologie wichtig ist. Die verschiednen Arten des nasalen n durch Zeichen zu unterscheiden, schien mir überflüssig, da dieser Unterschied doch für uns ganz verlohren geht, und wer indisch schreiben kann, ohnehin aus dem vorhergehenden Consonanten weiß, welches der verschiednen n er zu nehmen hat. Die Consonanten v, j, ch werden gesprochen wie im Englischen. Das erste ſ, welches Jones durch einen Strich zur Unterscheidung bezeichnet, wird von den Portugiesen (deren Orthographie der Verfasser des Pariser Manuscriptes Nro. 283 befolgt) wie von den meisten andern so bezeichnet, daß man glauben muß, es laute wie ſh; wenigstens müßte man, wenn man Shastra schreibt und ſpricht und nicht Sastra, auch Shivo und Shokuntola, nicht Sivo und

Sokuntola schreiben und sprechen, weil es derselbe Buchstabe ist; doch habe ich mich hierin nicht von dem bisherigen Gebrauch entfernen wollen, da es nicht von großer Wichtigkeit ist.

Die indische Sprache hat, obwohl das ganze System der Sylbenmaaße noch sehr verschieden sein mag, doch einige der wesentlichsten rhythmischen Grundgesetze mit der griechischen Sprache gemein. Die Vokale sind theils von Natur lang, theils kurz wie im Griechischen. Lang sind a, e, oi, au; kurz spreche man in den indischen Nahmen der folgenden Gedichte das o, u, i, ausser wo die Länge ausdrücklich bezeichnet ist. Die Sylbe, deren Vokal kurz ist, kann durch Position lang werden, genau wie in den alten Sprachen. Jene Eigenheit der griechischen Metrik, da mit Beiseitesetzung der Sylbenzahl an gewissen Stellen für eine lange Sylbe zwei kurze gesetzt werden dürfen, habe ich wohl in dem Gitogovindo des Joyodevo bemerkt, wo statt des Daktyls —⏑⏑ auch vier kurze Sylben ⏑⏑⏑⏑ gebraucht werden. In demjenigen Sylbenmaaße aber, worin die nachstehenden Bruchstücke wie die meisten alten Werke der Indier abgefaßt sind, findet diese

Freiheit nicht Statt, sondern die Sylbenzahl wird streng beobachtet. Es bestehen diese Schlöken oder indischen Distichen, aus zwei sechzehnsylbigen Versen, deren jeder in der Mitte einen Abschnitt hat, so daß das ganze Distichon aus vier gleichen achtsylbigen Gliedern oder Füßen nach der indischen Benennung besteht. Diese sechzehnsylbigen Verse haben alle einen jambischen Ausgang ⏑—⏑—, selten ⏑—⏑⏑. Ausserdem kommen aber an jeder andern Stelle statt des Jambus auch Antispasten, Choriamben, Dichoreen, Ionici, Epitriten, seltner Paeone aller Art vor. Doch ist auch in dem ersten und dritten Fuß oder Versgliede des Distichons die fünfte Sylbe fast nie lang.

In diesem Sylbenmaaße sind alle nachfolgenden Bruchstücke gedichtet; nur als seltne Ausnahme kommen zwischen jenen sechzehnsylbigen Versen einige längere vor, meistens um einen höhern lyrischen Schwung zu bezeichnen. Auch diese sind in Distichen. In denen, die aus vier zwölfsylbigen Gliedern oder Füßen bestehn, ist das Schema meistens dieses ⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑—. In denen, die aus vier eilfsylbigen bestehen,

⏑—⏑——⏑⏑—⏑—⏑. Doch habe ich dabei noch manche Abweichungen und Verschiedenheiten bemerkt. Ich hatte der Verse dieser Art nicht genug vor mir, um alle Verschiedenheiten des Schema's daraus abnehmen zu können.

Ich glaubte, es würde dem Leser angenehm sein, einen Versuch zu sehen, in wiefern die Bildsamkeit unsrer Sprache, die mit der griechischen so glücklich wetteifern konnte, sich auch dem Gange der ehrwürdigen alten indischen Sprache anzuschmiegen vermöchte; es versteht sich aber wohl von selbst, daß ein erster Versuch der Art nicht auf die Vollkommenheit Anspruch machen kann, die es vielleicht in der Folge zu erreichen möglich sein wird, wenn wir das metrische System der Indier aus einem prosodischen Werk seinem ganzen Umfang nach kennen werden, wo sich denn auch die Frage wird entscheiden lassen, in wiefern es bei der Uebersetzung möglich sei, auch auf die dreifache Geltung der Sylben im Indischen (s. Monu's Gesetzbuch II, 125.) Rücksicht zu nehmen.

Noch bemerke ich, daß wo der Inhalt lehrend ist, wie in Monu's Gesetzbuch oder im Bhoge-

votgita, jedes Distichon zugleich einen periodischen Abschnitt bildet; in den epischen Stücken aber, aus dem Ramayon und aus der Geschichte der Sokuntola geht der Sinn oft aus einem Distichon in das andre hinüber.

Der Anfang des Ramayon erscheint hier zum erstenmal übersetzt; daher habe ich selbst von der einleitenden Anrufung nichts weglassen wollen. Wo die Lesart oder die Auslegung mir zweifelhaft war, habe ich es in den Noten bemerkt.

Aus dem Gesetzbuche Monu's und dem Bhogovotgita, die durch Jones und Wilkins schon bekannt sind, habe ich aus ersterm alles zusammengestellt, was die Kosmogonie betrifft; aus dem andern aber mehre der merkwürdigsten Stellen ausgewählt, welche die Lehre von der Einheit, die der Inhalt, Zweck und Geist des Ganzen ist, darstellen und entwickeln. Beides dient als Belege zu den Bemerkungen über indische Philosophie im zweiten Buche der Abhandlung.

Die Stücke aus der Geschichte der Sokuntola können als ein Beispiel der ältern indischen

Poeſie dienen, wenn man die verſchiedne Behandlungsart der ſchönen Geſchichte in dem alten Heldengedichte und dem neuern Drama des Kalidas gegen einander hält.

I.

Anfang des Ramayon.

Dieſes Buch fängt an, wie alle alten indiſchen Bücher, die wir bis jetzt kennen; mit einer Geſchichte oder Dichtung von Entſtehung des Buchs und von dem Verfaſſer deſſelben. Der Seher Valmîki, dem der Ramayon zugeſchrieben wird, iſt eben ſo wohl als Monu und Vyaſo, eine zum Theil mythiſche Perſon.

Dieſe Einleitung enthält die Erzählung, wie der Sehergott Narodo dem Valmîki die hohe Tugend und die Thaten des noch lebenden Ramo bekannt macht. Erfüllt von dieſem Gegenſtande, erfindet Valmîki, durch einen andern Zufall veranlaßt, die Verskunſt; darauf erſcheint ihm

Brohma in seiner Einsiedlerhütte, bestärkt ihn in seinem Entschluß und ermuntert ihn, den Ramo zu besingen, indem er ihm die hohe Vollkommenheit und die ewige Dauer seines Gedichts weissagend entdeckt.

Es geht dieser Erzählung noch eine kurze einleitende Anrufung voran; zuerst an den Helden, sodann an den Dichter und sein geheiligtes Werk, an den wunderbaren Waffenbruder des Helden, einen mit Verstand begabten Waldmenschen oder Affenfürsten, und wieder an den Dichter.

Seegen und Heil!

Dem göttlichen Ramo Preiß!

Ein Sieger ist des Stamms von Roghu Zier,[1]
Kausolya's herzensgeliebtestes Kind, Ramo,
Der dem Doshovodono den Tod gab, Doshoroths
lotosgeaugter Sohn.

Dem Fürsten Heil der Einsiedler, jenem Büßer in
seelgem Glanz,
Aller Weisheit Besitzherren, ihm, Valmīki dem
Seher, Heil!

---

1) Ramo, Sohn der Kausolya von dem Doshoroth, aus dem Geschlecht der Sonnenkinder. Der Getödtete unstreitig einer von den vielen Riesen und wilden Kriegern, die Ramo besiegt hat.

Sie, die stets Ramo Ramo singt, süßes mit süßem Klange sagt,
Geschwungen auf des Dichters Zweig, grüß ich Valmîki's Nachtigall!
Wer dieses Einsiedlerlöwen, der im Haine des Dichters wohnt,
Valmîki's Lied von Ramo hört, wohl erreicht der das höchste Glück.
Valmîki's Bergen entsprungen, hin sich stürzend in Ramo's Meer,
Verherrlicht herrlich das Weltall des Ramayons gewaltger Strom.
Welches von Flecken ganz rein ist, auch an Bächen und Blumen reich,
Heil dem, der es hervorbrachte, des Ramayons erhabnes Lied!
Wer immer trinkt, so lang er lebt, des Ramayons's Göttertrank,
Nimmer satt, der sei mir gegrüßt, als frommer Weiser, rein von Schuld!
Den Held in Demuth erzogen, [2]) ihn, der Janoki's [3]) Schmerz vertilgt,

---

2) Anspielung auf die Verbannung des Ramo.

3) Janoki, d. i. die Tochter des Janoko, Sita, Ramo's geliebte Gemahlin.

Den Affenfürſt, [4]) deß Blick tödtet, grüß ich, der Lonka Schrecken gab!

Siegreich iſt des Stamms von Bhrigu [5]) Zier, der Dichter Erſter und Fürſt der Prieſter, Valmiki,
Der in reizende Verſe gebunden, bildete des Ramayonon's Werk hier;
Wo aller Pflichten Lehre, wo zu leſen Heldenfreundſchaft, wo vollſtändig ganz des Lehrers Amt,
Wo was Valmiki, der herrlichen Dichter herrlichſter, in dem Ramayons Lied redete, welches Schöne iſt da nicht? [6])

---

4) Honuman, der Kampfgenoſſe des gleich dem Bakchus von halbthieriſchen Naturen wunderbar umgebenen Rams. Ein Bildniß des Honuman findet ſich unter den Figuren zu Maiers mytholog. Wörterbuch B. 2. Taf. 4.

5) Bhrigu, einer der zehn großen Rishis oder heiligen Urväter und Weiſen der Urwelt, wird hier als Stammvater des Dichters Valmiki genannt.

6) In den letzten Verſen, ſo wie in dem erſten Diſtichon dieſer Anrufung folgte ich dem rhythmiſchen Gange der Urſchrift ſo gut als es möglich war, da das Schema mir weiter nicht vorgekommen iſt, einiges auch ganz unregelmäßig ſcheint.

Sprache und Styl ist in der vorstehenden Anrufung merklich jünger als in dem übrigen. In dem nun folgenden Stück aber ist kein bedeutender Unterschied in dieser Rücksicht von der Sprache im Mohabharot oder den Puranas wahrzunehmen, obwohl die Ueberlieferung dem Valmîki ein ungleich höheres Alter beilegt als dem Vyaso.

Narodo's Rede.

Der Inhalt ist folgender: Valmîki fragt den Narodo, wo ein vollkommner Held zu finden sei. Narodo nennt den Ramo als einen solchen und ergießt sich in sein Lob.

In Andacht Forschens sich freuend, kam, der fromm alle Kund umfaßt,
Den Narodo zu befragen, Valmîki hoher Seher Fürst.

Valmîki.

Wer verdient in der Welt Lob hier, in den Tugenden allen groß,

4. So die Pflicht wie die That kennend, wahr in Worten, im Glauben fest?
Er selbst hoch wandelnd in Tugend, allen Wesen befreundet wer?
Der beredt und zugleich thatvoll, wer der lieblichste auch zu sehn?
Ob des Zorns Macht in sich siegend, würdereich wer und achtbar stets,
8. Daß der Glanz solchen Sohns strahlend selbst die Göttin verherrlichte?
Wer hat groß Heldenkraft funden, drei Welten [1]) gar zur Rettung gut;
Wer der gutes den Völkern thut, der Tugendhaften Zuflucht wer?
Und die allschön, wem naht Lokshmi [2]) unter den Menschen sie allein,
12. Der dem in Feuer, Luft, Sonne waltenden Gott Upentro [3]) gleicht? —

---

1) Drei Welten giebt es nach der indischen Lehre; eine der Wahrheit, eine des Glanzes oder des Scheins, und eine der Finsterniß.

2) Lokshmi, die schönste, lieblichste, seligste der Göttinnen; sonst auch Sri genannt, Gemahlin des Vishnu.

3) Upentro, nach dem Omorocoscha ein Beinahme des Vishnu. Es waren in der Mitte dieses Verses zwei Sylben unleserlich. Ich habe nach der Wahrscheinlichkeit übersetzt, daß die erste Hälfte des Verses noch ein Prädikat von Upentro bildet.

Solches begehr' ich zu hören in Wahrheit, Narodo, von dir!
Gott und Weiser, wohl kannst du ja selbst belehren den kundgen Mann.

Als dieß, der die drei Zeiten kennt, Narodo hört, Valmîki's Wort,
„Merk' auf!" also ihn anrufend, spricht er dann zu dem Heiligen:

Narodo.

O wohl schwer mag man die finden, die dein Lob preißt, die Tugend all;
Einmal auf dieser Erdwelt hier wird Vollkommenheit schwer erlangt.
Seh ich doch selbst bei den Göttern keinen, der solches Ziel erreicht;
Hör' denn, wer solcher Tugend voll, wie ein Mond vor den Menschen strahlt.

Ikshvaku's [4]) Stamm hat ihn gezeugt, Rama heißt er, der Tugend übt;
Mit jenen und noch weit größern Gaben begabt, der herrlich glänzt.

---

d) Ikshvaku, einer der königlichen Ahnherren des Stamms der Sonnenkinder; Sohn des Vivosvan, der ein Sohn des Suryo, des Sonnengottes ist.

In sich selbst herrschend, großmüthig, würdevoll,
strahlenreich und stark,
Weisheitsvoll, auch der Pflicht stets treu, siegreich,
der jeden Feind bezwingt.
Der großgliedrig und starkarmicht Konôugri-
vo'n [5]) getödtet hat,
Der starkmuthig und mächtger Kraft Gudor-
jonu [5]) den Feind bezwang.
Deß Arm zum Knie hängt, hoch von Haupt, er
der stark, wahrer Tugend reich,
Gleichmüthig, schöngegliedert ist, herrlicher Farb'
und würdevoll,
Deß Auge groß, von mächtger Brust, Günstling
des Glücks und schön zu sehn,
Wohl das Recht kennend, wahr strebend, seines
Zorns Meister, Herr des Sinns.
Der Weisheit tiefgedacht besitzt, rein, mit Hel-
dengewalt begabt,
Schutz und Retter des Weltenalls, Gründer,
Erhalter auch des Rechts;
Alle Glieder der Schrift [6]) wissend, aller Bücher
wohl kundig auch,
Aller Schrift Deutung grundgelehrt, tugendreich,
der im Glanze strahlt;

---

5) Die beiden genannten ohne Zweifel einige von den vielen Riesen und wilden Kriegern, die Ramo besiegt hat.

6) Alle Theile oder Glieder des Vedo.

Allen Menschen beliebt, bieder, von Geist heiter und hochgelehrt,
Stets die Guten sich nach ziehend, wie zum Meer eilt der Ströme Lauf.
Er der wahr, gleich und gleichmüthig, der einzig und hold von Ansehn ist,
Ramo stehend am Tugendziel, Kausolya's Lieb' und hohe Lust;
Freigebig wie das Weltmeer ist, standhaft gleich wie der Himovan, [7])
Wishnu'n ähnlich an Heldenkraft, standhaft so wie der Berge Herr; [8])
Zornflammend wie das Weltfeuer und im Dulden der Erde gleich,
Spendend wie der Reichthumsgott, Zufluchtsort dessen was wahr und recht.

Ehe wir den Narodo, der nun zur Geschichte Ramo's übergeht, weiter anhören, wollen wir erst in kurzem erwähnen, was dem Zeitpunkt, wo Narodo's Erzählung anhebt, voranging.

Ramo's Erscheinung wird nach der indischen Sage als die siebente Menschwerdung des

---

7) Die indischen Alpen im Norden.

8) Beinahme des Sivo.

Wiſhnu betrachtet. Sie ward durch die Klagen veranlaßt, welche vor dem Brohma kamen, über die Unthaten des Rieſen Ravano, Königs zu Lonka und ſeiner Genoſſen, die ſogar den Indro bekriegten. Um ihn zu bekämpfen, entſchließt ſich Wiſhnu, menſchliche Geſtalt anzunehmen, als Sohn des Doſhorotho, Königs von Oyōdhya.

Doſhorotho hat von drei Gemahlinnen vier Söhne; von der Kauſolya den Ramo, von der Koika den Bhorots und von einer dritten, deren Nahme verſchiedentlich angegeben wird, noch den Lokſhmoño, den Freund und Begleiter des Ramo, und einen vierten, der Bhorots Begleiter war. Doſhoroth will den erſtgebohrnen Ramo feierlich zum Erben erklären und einſetzen. Aber Koika, die ihrem Gemahl große Dienſte erzeigt hatte, benutzt ſein ihr deshalb gegebnes Verſprechen, jede Bitte zu erfüllen, die ſie an ihn thun würde. Sie begehrt, daß Ramo auf zwölf Jahre verbannt, Bhorot aber an ſeiner Stelle zum Erben erklärt werde.

Hier beginnt Narodo's Erzählung, die zugleich eine gedrängte Inhaltsanzeige des ganzen Gedichts iſt. Damit die Menge der Nahmen

und in engen Raum zusammengehäuften historischen Anspielungen die Aufmerksamkeit nicht zu sehr verwirren, setzen wir den Hauptfaden der Geschichte woran, mit Weglassung aller Nebenumstände.

Ramo geht in den Wald, wohin ihm sein treuer Bruder Lokshmono und seine geliebte Sita folgt. Der alte Doshorotho stirbt vor Gram; nach seinem Tode wird Bhoroto der einmal gemachten Anordnung des Vaters gemäß zum Königthum berufen. Er will es aber nicht annehmen, sondern geht in den Wald zu Ramo und bietet diesem das Reich an. Ramo verweigert es und bewegt den Bhorot zurückzukehren, der dann die Regierung antritt und zu Nondigramo seinen Hof hält.

Ramo irrt ferner in der Wildniß umher und fängt nun an die Riesen zu bekämpfen, wozu ihm Indro's Waffen verliehen werden. Er tödtet viele derselben; Rawono, der Riesenkönig zu Lonka, geräth darüber in Zorn und sinnt auf Rache. Durch List entführt er die schöne Sita, Ramo's Geliebte; wobei er den wunderbaren Geier, den Wächter in Ramo's

Behausung, tödtet. Als Rama den Leichnam desselben bestattet und verbrennt, läßt sich eine weissagende Stimme aus der Flamme vernehmen, die dem Rama angiebt, was er nun ferner zu thun habe.

Er verbündet sich jetzt mit den beiden wunderbaren Waldmenschen oder Affenhelden, Honuman und Sugriva. Er tödtet durch Sugriva's Rath unterstützt einen der Hauptgegner und furchtbarsten Riesen, den Vali. Honuman schwimmt durchs Meer nach der Insel Lonka, befreit Sita, tödtet viele Riesen und verbrennt die Stadt Lonka. Dann geht er zum Rama und bringt ihm die frohe Botschaft. Rama geht an den Strand des Meeres; Somudro d. i. der Oceanus giebt ihm selbst die Mittel an, die bekannte wunderbare Brücke nach der Insel Lonka übers Meer zu schlagen. Er tödtet den Ravono und findet seine geliebte Sita wieder, hegt aber ein Mistrauen, ob sie ihm auch die Treue bewahrt habe. Sita beweißt ihre Unschuld durch die Feuerprobe. Alle Götter sind hoch erfreut darob und er eilt nun nach Non-

digramo, wo die Brüder dann vereinigt herrschen, und ferner in Freude und Herrlichkeit leben.

Es folgt eine kurze Schilderung von der goldenen Zeit, welche die Menschen unter Rama's Herrschaft jetzt verleben, und eine Weissagung wie lang dieselbe noch dauern wird.

Was die vielen andern Nahmen von Helden betrifft, die ausserdem noch in der Erzählung vorkommen, so begnüge man sich zu wissen, ob es Freunde und Bundsgenossen des Rama, oder Gegner und Feinde desselben sind, welches allemal aus dem Zusammenhange klar ist 9).

Narodo fährt also in seiner Rede fort:

Nun diesen tugendbegabten, Rama, den wahrhaft wandelnden
44. Trefflichen Erstgebohrenen, Dosborotho's geliebten Sohn,

9) Ich habe überhaupt dieses Werk nicht durch Erklärung solcher Nahmen und Dinge anschwellen wollen, die schon in andern Büchern erklärt worden sind. Denen aber, welchen die indische Litteratur und Mythologie noch fremd ist, empfehle ich zum Nachschlagen Maiers mythologisches Wörterbuch, wo das bis jetzt bekannte mit Sorgfalt gesammelt und mit Klarheit dargestellt ist.

Seines Volks hochbegünstigten durch angebohrner
Anmuth Kraft,
Wollt' als Erbherrn zum Königthum erhöhn der
herrlich strahlende.
Doch dieser Weihe Fest sehend, hat die dem
Koiki-stamm entsproß,
48. Erster Bitte Geschenk nutzend, diese Bitte vom
Könige:
Daß Ramo gleich verbannt werde, Bhoroto
dann erhoben sei.
Der König um des Worts Wahrheit, von des
Rechts Bande fest umstrickt,
Verbannte selbst seinen Ramo, Dosboroth
den geliebten Sohn.

52. Jener ging nun der Held waldwärts, die Gelo-
bung erfüllend gleich,
Was seines Vaters Befehlswort, wie es der
Koika Haß bewirkt.
Nach wandert da dem wandernden Lokshmoño,
nach ihm eilet er,
Aus Liebe, der bescheidnen Sinns wohl ein
Freund, Freudengeber war;
56. Bruder war er des Bruders Lust, bewährend edlen
Bruderbund.
Auch das geliebte Weib Ramo's, stets geachtet
dem Leben gleich,

Die von Jonoko's Geschlecht stammt, Maya [10])
der Göttin gleich an Werth;
Jeglicher Zierde reichbegabt, der Fraun Erste
an frommem Sinn,
60. Schön und jugendlich blühend sie, sittsam wan-
delnd der Pflicht gemäß;
Sita auch war gefolgt Namo'n, wie Nohi-
nī's Gestirn [11]) dem Mond.

Ihn begleitet des Volks Menge, auch Doshoroth
der Vater weit;
Bei Sringover am Rand Gonga's trennt
er von seinem Sohne sich.
64. Zu Guho geht der gerechte, Nishado's [12])
werthem Könige.
Mit Guho nun vereint Namo, mit Lokshmo-
ño, mit Sita auch,
Nach Gonga's Lauf, in Freud' allstets, hin zum
Walde da wandern sie.

---

10) Die göttliche Täuschung, woraus die Welt der Erscheinung entspringt. Man könnte es auch ohne Personification geben: „einer Göttererscheinung gleich."

11) Eine weibliche Sterngöttin, die der Mond liebt, in dessen Nähe sie immer weilt.

12) Ob Nishado ein Volk oder einen Ort bezeichne, ist aus der Form des Wortes nishad'adhipotin nicht klar.

So von Walde zu Wald gelangt, den Strom
durchschreitend mächtger Fluth
68. Folgend Bhorodwaja's [13]) Geheiß, gehn sie auf
Chittrokudo's Berg.
Frohe Sitze hier gleich gemacht vom freudigen
Lokshmoño,
Wohnt da mit Sita zugleich dann Rama, der
hochgeliebte Mann;
Göttlich nach der Gandharven [14]) Art spielen
hie nun allda mit Lust.
72. Als die drei auf dem Chittrakud selig vereinet,
glänzt der so
Wie erstiegen der Berg Meru vom Vishtivon
und Shonkor [15]) einst.

Da nun Rama auf dem Berg war, Schmerzge-
quält um den Sohn der Fürst
Ging er auf, König Doshoroth, zum Himmel,
klagend noch den Sohn.
76. Nach dessen Hingang Bhoroto, durch der Priester
Voshishto's [16]) Wahl

13) Einer der großen Rishi's, oder heiligen Altväter der Urwelt.

14) Die Gandharven sind die guten und seligen Lustgeister, Genien der Musik.

15) Beinahme des Siva. Die Entsteigung des Berges Meru ist eine seiner berühmtesten Thaten.

16) Einer der großen Rishi's, nach dieser Sage Haupt der Priester im Königreiche Oyodhya.

Berufen gleich zum Königthum, will nicht König
sein, groß gesinnt.
Zu dem Wald ging er der Held fort, Ramo's
Fuß zu verehren wohl,
Eilend ging er zum Ramo hin, zeigend wie er
bescheidnen Sinns.

80. Als Bhorato, der großmüthge, auch der Stadt
schnell enteilt nun war
Zum Bruder Ramo so bittend, offenbart er sein
hohes Herz:
„Ergreif das Reich, du Gerechter!“ — Dieß das
Wort, so er Ramo sagt.
Ansehend ihn, als ers bedacht, will er das Reich
nicht, großgesinnt,

84. Zu deß Füßen Verzicht leistend [17]) wieder und
wieder auf das Reich,
So ließ den Bhorato alsdann heimkehren er,
der älter war.
Der, als er nicht den Wunsch erreicht, des
Ramo Fuß [17]) ergriffen hat,

---

17) D. h. ihm verehrend zu Füßen fiel, wie v. 78. Es kann aber in diesen Versen vielleicht auch eine Anspielung auf den sonderbaren Umstand der Geschichte enthalten sein, der bei Roger vorkommt, S. 261. der deutschen Ausg.; daß nämlich, da Ramo den Thron nicht annehmen wollte, Bhorato seine Schuhe von ihm begehrt habe, damit er denen dienen möge, bis Ramo wieder käme. Dem gemäß

Zu Nondigramo dann Hof hielt, Ramo's
Rückkunft noch wünschend stets.

88. Als gegangen nun Bhorato war und der seelig,
der Sinne Herr,
Ramo nochmals gesehn wieder von der Stadt
und dem Volke war,
Hat nach der Rückkunft alsbald er gen Dan-
doka sich hingewandt,
Zum Wald dringend dem mächtgen, Ramo der
lotosäugichte,

92. Erschlug den Riesen Viradho, kam Sorb-
bhongs'n dort zu sehn,
Den Sutikschno und Ogostyo,[18]) Ogostyo's
Bruder auch sodann.
Nun des Ogostyo Wort folgt' er, ergriff des
Indro's[19]) Pfeilgeschoß,

---

wäre denn das paduke (cas. 7.) im Verse 84. und 86. zu erklären. Paduka wird in meinem Exemplar des Omorocosha im Bhukando, crepida ex corio erklärt. Da ich der ganzen Stelle in Rücksicht der Lesart nicht völlig sicher war, so habe ich es in der Uebersetzung unbestimmt gelassen.

18) Ein Brahmin der Vorzeit, der als Heiliger verehrt wird.

19) Indro, als König der guten Geister, ist in dieser so wie in allen Menschwerdungen des Vishnu dessen treuer Bundsgenosse und Freund. Auch die Rishis stehen auf seiner Seite.

Schwerdt auch der herrlich beliebte, die Bruſt und
Herz durchbohrenden.

96. In dem Wald nun, wo Ramo war, vereint
mit Waldbewohnenden,
Kamen all zu ihm die Heiligen, [12]) auf Tod ſin-
nend der Rieſenbrut,
Als die herrlichen Altväter Dandaka's Wald
bewohneten.
Ihrem Bruder allda vereint, wohnte in Jano-
ſthano auch
100. Mißgeſtaltet Schurpanaka, Rieſin in Liebes-
wuth entbrannt.
Als auf Schurpanaka's Rathſchlag all her-
ankam das Rieſenvolk,
Hat den Khara und Duſchana, den drei-
köpfichten Rieſen da,
Wohl bezwungen im Kampf Ramo, er allein
all das Rieſenvolk;
104. Nächſt jenen all ihr Kriegsherr auch, vierzehn-
tauſend wohl an der Zahl.

Als der Rieſe die Schlacht vernahm, deß Ruf drei
Welten ſchon gehört,
Hohen Ruhms, Ravana hieß er, ſchöngeſtaltet
und mächtger Kraft,
Rieſenkönig und ſtarker Held; Ravana, hohen
Zorns entbrannt,

Berufte ſich zum Kampfhelfer er den Rieſen Marīchs dann.
Oft gewarnt ward nach Ravono vom Marīchs, der zu ihm ſprach:
„O nicht Zorn wider den mächtgen, Geduld, Ravono, hege du!“ —
Vernommen hat wohl die Rede Ravano, aber todbeſtimmt
So ging er mit Marīchs nun nach des Ramo Behauſung hin.
Als die Trugliſt [20]) von dem weit erſt des Königs Söhne hat entfernt,
Ravono da hineindringend, ergriff die Götterkindern gleicht,
Ramo's geliebtes Weib Sita, tödtend den Geier Joyoyuſh.
Als den Geier getödtet ſah, das wohl treffliche Weib geraubt,
Roghu's Sohn, von dem Schmerz betäubt weinen begann er, Sinns beraubt;

20) Die Liſt war folgende. Er verwandelte einen der Seinden in einen ſchönen goldnen Hirſch, und machte daß Sita ihn erblicken mußte. Sie ward lüſtern danach und bat den Ramo, daß er ihn fangen möchte. Die Brüder jagten ihm nach, aber der Hirſch entfloh. Während ſie entfernt waren, trat Ravono in der Geſtalt eines büßenden Sonnyoſi zur Sita und begehrte Almoſen von ihr, wo er ſie dann mit Gewalt ergriff und nach Lonka führte.

Hat verbrannt dann zu Kakutſtho den Geier Jayayuſho drauf,
Kobondho'n [21]) dann erblickt furchtbar, Donu's Sohn, den gewaltigen.
120. Den im Grimm dieſes Zorns wüthend, den Kobondho den ſchrecklichen
Erſchlug er, verbrannt ihn im Graß, [21]) da ward ein Wunderweſen draus,
Und ſprach alſo den Ramo an: „Zur Shovorî, [22]) die tugendſam;
„Zur Shovorî, der heiligen, dahin geh, du von Roghu's Stamm!“ —

124. Deß Worten iſt gefolgt Ramo; ſchuldlos mit Lokſhmoño zugleich
Ging er hin, der ſo hoch ſtrahlte, zur Shovorî, der Siegerheld.
Und geehrt hoch von Shovorî, Ramo, Doſhorothe eigner Sohn,
Kam zuſammen am Rand Gonga's er mit dem Waldmann Honuman,

---

21) Unſtreitig einer ſeiner Feinde, den er im Unmuth mit in die Flamme des Scheiterhaufens warf, der aus dürrem Kraut und Graß errichtet war.

22) Welchen Theil dieſe an der Geſchichte habe, iſt aus dem Zuſammenhange nicht klar und mir auch ſonſt nicht bekannt.

128. Kam des Honuman Rath folgend mit Sugrîvo zusammen auch.
Dem Sugrîvo hat dieß alles Ramo's Affe sodann erzählt,
Wie von Anfang es war geschehn, auch Sita's hohe Tugenden.
Sugrîvo, da er dieß alles gehört, Ramo's Geschick und Art,
132. Da macht er Freundschaft mit Ramo, hat beim Feuer gelobt den Bund. 23)

Darauf vom König der Affen ward im Gespräch, vom schrecklichen,
Kund ganz all das gethan Ramo'n, mit Demuth und mit Trauer auch.
Abrede mit dem Raghiden schloß er sodann zu Vali's Tod.
136. Der Affe drauf verkündete Vali's Kraft, des gewaltigen;
Für den Ramo um Vali's Kraft war Sugrîvo von Furcht erfüllt.
Liebevoll für den Raghiden hat ihm Sugrîvo da gezeigt
Dundubhi's mächtigen Körper, der groß wie ein Gebirge war. 24)

23) Ein heiliger Gebrauch, das Bündniß desto mehr zu bekräftigen.

24) Das folgende geschieht vom Sugrivo wohl, um den Ramo

140. Fußstoßend Dundubhi's Körper warf er wohl
hundert Meilen weit,
Höhlt mit dem Pfeil der Seen sieben dann zu
Onotoporvon aus.
Der Berg Rysatoion wurde der Freundschaft
Stätt' und Heimath da.
Und nun faßte zu deß Freundschaft ein Vertrauen
der Affenfürst,
144. Sugrivo, der herrliche Waldumrasch, reicht an
der höchsten Freude Ziel.

Als mit dem Affenkönig nun Bündniß gemacht
der starke Held,
Da entstand Lieb' und Neigung auch eines zum
andern diesen zween.
Als den Bundseid sodann vollbracht der Manns-
und der Affenfürst,
148. Ging mit dem Rama er zugleich nach Kish-
kindha der Heimath hin.
Alsbald rief Hari, [25]) den großen, Sugrivo's
Donnerstimme an,
Auf den Ruf, der so mächtig schall, kam denn
Hari, der König, gleich.

---

zu prüfen, ob er auch stark genug sei, den Vali zu besiegen.

25) Beinahme des Vishnu, der um Beistand gegen den übermächtigen Riesen herbeigerufen wird.

Wohl nachfolgend darauf dem Ruf,[26]) kam er zu
dem Sugrîvo hin.
Und es tödtete Râmo sehr Vali'n mit einem
einzgen Pfeil.
Als auf Sugrîvo's Geheiß nun Vali erschlagen
war im Kampf,
Da gab dieß Königreich Râmo, überreicht es
Sugrîvo'n ganz;
Der dann die Affen all sammelnd, er der Herr-
scher der Affen war,
Hat festgestellt des Reichs Ordnung, Jonoko's
Kind[27]) zu sehn gewillt.

Des Geiers Rath befolgend nun, ging Hanu-
man der Aff' hervor,
Hundert Meilen wohl weit schwimmend, fuhr er
kühn durch der Fische Reich.
Darauf ankommend zu Lonka, der vom Râvan
erbauten Stadt,
Erblickt er Sîta traurevoll wandeln dort in
Oshôko's Hain,
Machte kund ihr die Botschaft gleich, machte kund
ihr die Rückkehr auch,

---

26) In diesem Vers war die Lesart ganz verworren; ich habe umbestimmt und nach dem Zusammenhange übersetzt.

27) Sîta.

Empfing die Gegenbotſchaft dann, tödtend des
Südens Rieſenvolk.
Fünf der Heerführer erſchlug er, Triſuta'n
dann zum ſiebenten, [28])
164. Den jungen Okſhon zerſtückend, dann auf
Grohono ſtürzt' er hin,
Der mit dem Schwerdt ſich ſelbſt frei macht, als
er des Ahnen Mörder ſah.
Zürnend dem Rieſenvolk der Held, hat ers voll-
bracht nach ſeinem Wunſch.
Nun anzündend die Stadt Lonka, wieder auch
ſah er Moithila, [29])
168. Hat er da ſeines Leibs gepflegt, kehrte heim dann
der Affen Fürſt.

Der nun kommend zum großmüthgen, hat den
Ramo zuerſt begrüßt,
Verkündete gleich ihm ſodann: „Gefunden hab'
ich Sita nun!“ —
Sugriv o'n nahm er mit ſich drauf und ging hin
zu des Meeres Strand,
172. Das Weltmeer höhlt' er alsbald aus durch ſon-
nengleicher Pfeile Kraft

---

28) Vielleicht wird Okſho als der ſechste gezählt, da Grohono nicht von ihm getödtet wird, ſondern ſich ſelbſt umbringt.

29) Auch dieſer Nahme iſt mir unbekannt.

Durch die That zeigend, daß selber das Weltmeer
Ramo'n dienend sei
Somudro's [30]) Rath sodann folgend, hat er
dort Nolo's Brück' erbaut,
Ging dann auf der zur Stadt Lonka, erschlug
den Riesenkönig dort.
Ramo, als Sita gefunden, ward der höchsten
Beschämung voll.
Der nun sagte darauf Ramo vor den Menschen
da Schmähungen;
Darob dann unwillig Sita bestieg die Flamme
treugesinnt. [31])
Als durch des Feuers Zeugniß nun kund ward,
daß Sita schuldlos war,
War erfreut ob der großen That das Weltall,
was da geht und steht,
Zusamt allen den Altvätern, Ramo des hochge-
sinnten That.
Der nun setzt denn zu Lonka ein jenen Riesen
Vibhîshono. [32])

---

30) Das personificirte Weltmeer, der Gott Oceanus.

31) Sie reinigt sich von dem Verdacht der Untreue durch die Feuerprobe.

32) Ein Bruder des Ravono, der aber diesen gewarnt und ermahnt hatte, dem Ramo, der ein Gott sei, die entführte Gemahlin wiederzugeben, und der, als Ravono seiner Warnung kein Gehör gab, auf die Seite des Ramo übertrat.

Als dieß vollbracht, sodann Ramo, frei von
Schmerzen erfreut er sich,
184. Durch die Götter Wunsches gewährt, fort nun
sandt' er die Affen all.
Solcher That freuten die Götter sich, all die kamen
zu Indro's Burg,
Auch die heiligen Altväter, die verehrt der
Raghide nun,
Ward von den hochzufriedenen, all den Gottheiten, hochgeehrt.
188. Da dieß vollbracht, sodann Ramo naht der
Wonn' und der Freude sich,
Durch die Götter gewährt Wunsches, da er
Sita gefunden hat,
Schwang auf den Blumenwagen [33]) sich, nach
Nondigramo kam er dann.
Nondigramo, da wohnte nun mit den Brüdern
des Roghu Sohn,
192. Ramo, der Sita gefunden, auch erlangt hat
das Königthum,
Opfert nach mannichfaltigem Brauch, erschlug
den Lokokondoko,
Freuend der schönen Sita sich, [34]) seelig mit der
Freundin vereint.

---

33) Pushpokon, nach dem Omorocosha ein wunderbarer Götterwagen des Kuvero; currus ex floribus.

34) Sitoya romoya — — reme; eine von den vielen Stellen, wo die Verwandtschaft der gebrauchten Worte mit

Vatergleich sorgend führt er nun jener glücklichen Völker Schaar
196. Oyōdhya's seeliger Herrscher, König Dosharoths eigner Sohn.

Freudig ist nun die Welt, seelig, zufrieden, stark, dem Rechte treu,
In Lust und frei von Schmerz ruhend, so von Haß als von Sehnsucht fern.
Des Sohnes Sterben sieht keiner dieser glücklichen Menschen je,
200. Die Frauen, so im Wittwenstand, sind den Gemahl zu ehren froh.
Kein Lufterzeugtes Schreckniß giebts, keine Fluth tilgt die Lebenden,
Kein Feurerzeugtes Schreckniß giebts, wie in der goldnen Zeit so hier.
Wittwen nicht giebts in seinem Reich, nichts herrenloses, Thoren nicht,
204. Unglücklich, elend ist keiner, noch durch Krankheit ein Mensch gequält.
Rosse hundertmal opfert er, des Goldes Fülle noch dabei,
Und Kühe hundert Tausende, unzählge wird er geben nach.

---

dem Namen des Holden Ramo, der von derselben Wurzel stammt, einen neuen Reiz giebt.

Viel Jahre wird sein Königreich Ramo ferner
verwalten noch,
Die vier Stände der Erdwelt hier nach Recht
fest gründen jeglichen.
Wenn nach zehntausend Jahren einst, dazu zehn-
hundert Jahre noch
Ramo sein Reich verlassen hat, wird er aufgehn
zu Vishnu's Welt.

Der ist der tugendvollkommne, Gesetzgeber, be-
glückt im Sieg,
Nach dem Du fragtest, Valmîki! Ramo ist
der vollkommne Mann.

Als Narodo'n gehört hatte Valmîki, also
sprach er da:
Die Tugend Heilger! machst du klar, die der
Sterbliche schwer ergreift.
Der mit der Tugend all begabt, Ramo zu dem
hinschreit' ich gleich. [35])

---

35) In der ersten Hälfte des Verses 215. ist mir die Lesart dunkel. Der Sinn und Zusammenhang des Ganzen ist jedoch klar. Der 216te Vers gehört unstreitig noch zu dem, was Valmiki sagt. Der fernere Schluß ist wieder ein Spruch zum Lobe des Gedichtes selbst.

216. Ob der unsterblichen Kunde, die des Ruhms Heldenkraft vermehrt.

Wer diese Thaten Ramo's lies't, der wird all seiner Sünden frei;
Mit Sohn, Enkel, den Seinen all, wird der Mann frei von Unglück sein.
Wer den Ramayon auch hörend nur bis zu Ende ganz vernahm,
Wer da lies't bis zur Mitte nur mit Andacht glaubensvoll dieß Buch.
Es fruchtet dem Wiedergebohrnen 36) Weisheit, den Edlen mit herrlicher Herrschaft lohnend;
Dem Kaufmann soll reinsten Gewinn es bringen, und hörts ein Knecht gar, wird auch der veredelt.

•

Brohma's Besuch.

Der Inhalt dieses Stücks ist folgender. Valmiki bereitet sich durch fromme Reinigungen

---

36) Dwija, der zwiefach — einmal natürlich, das andremal geistig — gebohrne; gewöhnliche Bezeichnung des Brahminen. Nach der Verschiedenheit der vier Stände ist auch der Lohn verschieden, der dem Leser des Ramayon verheißen wird.

in der Einsamkeit des Waldes zu seinem groſsen Werke vor. Er sieht zwei Liebende; der Geliebte wird von einem wilden Krieger erschlagen. Die Trauer der Zurückgelassenen erregt Valmîki's Mitgefühl, und da er in Nachdenken darüber versinkt, ist der Ausbruch seiner Klage ein metrischer Spruch. Mit Erstaunen wird er es gewahr und theilt seinem geliebten Schüler die gemachte Entdeckung mit. Brohma erscheint ihm, freut sich über einen neuen Beweis, den Valmîki von der so eben entdeckten Verskunst ablegt, und fodert ihn abermals auf, das groſse Werk des Ramayon zu beginnen. Zum Schluſs preisen die Lehrlinge noch die Erfindung des indischen Versmaaſses oder der Shlôken.

Der Tod des Kraunchо wird nur ganz im Vorbeigehn berührt, und ich habe auch weiter nichts darüber gefunden. Merkwürdig ist es, daſs in diesem Mythus vom Ursprunge der Dichtkunst alle Wunder der riesenhaften Vorwelt als schon vorhanden und geschichtlich gegeben betrachtet, Metrum und Poesie aber aus der sanften Stimmung des Mitgefühls hergeleitet werden.

Als von Narodo die Rede gehört hatte, der herrlich sprach,
Valmîki samt dem Lehrling auch, hohes Staunen ergriff sie da.
In Gedanken nun bringt Rama's'n Ehre der hohe Seher dar.

4. Sodann zusamt dem Schüler auch gleicher Weise der Seher Fürst
Ehre darbracht' er frommdenkend Altvater Narodo'n darauf.
Als von ihm war verehrt worden Altvater Narodo darauf,
Deß Fragen gegenbelehrend, ging er auf zu der Himmelsburg

8. Jener, gleich als gegangen Narodo war zur Götterwelt,
Nach Tamasa's Gestad ging er, Valmîki aller Seher Haupt.
Als das Gestad' erreicht hatte der große Seher Tamasa's,
Sprach zum Schüler er neben sich, den Ort sehend von Flecken rein.

12. Frei von Flecken hier dieß Asyl, deß Stifter Bharadvaja war,
Ganz rein ists, wohl gelegen auch, wie der Rechtschaffnen Urtheil ist;

Dieß Heiligthum, das Gleichmuth wirkt, iſt auch heilſamer Waſſer reich.
Hier will vollziehn das heilge Bad ich in Tomoſa's Fluthen nun.
Bring das Gewand von Baumrinde [1]) ſchnell hieher aus der Hütte mir.
Daß nicht lang dauernd die Zeit ſei, darauf denke, mein edler Freund!
An Tomoſa's geweihtem Ort hier will vollziehn ich das heilge Bad.
Dieſes mein Wort vernehmend wollſt du hingehn in ſchneller Eil!

Nach des Meiſters Geheiß eilends kam zurück aus der Hütte der,
Hertragend ihm das Baumgewand, ſeinem Meiſter da zeigte ers.
Als nun in der Hand darbrachte, hin der Schüler ihm reicht das Kleid,
Er in der Fluth das Bad vollbracht, den Betkranz abgebetet fromm,
Nach dem Gebrauch verſöhnt auch hat ſprengend der heilgen Ahnen Geiſt,
Da durchwandelt umherſchauend er nun Tomoſa's ganzen Wald.

1) Die gewöhnliche Tracht der Einſiedler.

Als am Gestade Tomosa's solcher nun sorglos wandelte,
Erblickt er dort der Kraunchiden liebend Paar, froh und hold zu sehn.

28. Von diesem Paare nun Einen, weil der andre es kommend sah,
Erschlug unerbittlich mordend Nishado [2]) vor dem Seher dort.
Als wundenvoll im Blut wälzen den Geliebten am Boden sah
Kraunchī, klagt, jammert voll Schreck sie und gebehrdet sich kläglich wohl.

32. Als nun den da erschlagen sah von Nishad' in Ondojon's Hain
Samt dem Lehrling der Einsiedler, da ergriff ein Erbarmen ihn.
Sodann darstellend sein Mitleid, begann er so und sprach dieß Wort:

„O weh, daß von dem grausamen Nishado, der so arm an Geist,

---

2) Nishado wird in meinem Exemplar des Omorocosha im Bhukando erklärt als ein Mensch von der verwildertsten und verachtetsten Gattung, die sich von Fleisch nähren u. s. w. homo ferox, carnis vorax; heißt also vielleicht nur ein Wilder überhaupt, ist kein Nahme, oder wenigstens ein durchaus bedeutender, wie so viele indische.

36. Diese unrühmliche That hier, der Welt Abscheu, geschehn mußte!“

Mit Seufzen klagend die Kraunchī, die dort weinende, sang er dieß:

„Wohl nicht lang lebst du, Nishādo! noch erreichst hohe Jahre du,
Weil aus dem Kraunchō Paar Einen von Liebe trunken du erschlugst.“

40. Als er gesagt hatte dieß Wort, ward tief denkend danach er gleich.
„In dem Schmerz dieses Leidgefühls, was war dieß was mir da entfuhr?“ —
Ein Weilchen nun daran denkend, laut dann sagend den Klagespruch,
Spricht zum Schüler, der bei ihm stand, Bharadvājo'n er dieses Wort:

44. „Weil gegliedert in vier Füßen, den Spruch vollzählger Sylbenzahl,
Ich im Leid klagend jetzt aussprach, drum wird Lied [3]) dieß von nun an sein.

3) Das Wortspiel zwischen Shōko und Shloko habe ich durch das deutsche Leid und Lied auszudrücken gesucht.

Als dieses Wort der Lehrling hört, des Einsiedlers
vollkommnen Spruch,
Da stimmt er bei, es annehmend und zeigt wie
er den Meister liebt.
48. Zusammen dann im Gespräch redend, er und auch
der sein Lehrling war,
Dem Fall nachdenkend, heim kehrten zu der ein-
samen Hütte sie.
Dem noch folgte demüthgen Sinns, Bharod-
vajo dem Seherhaupt,
Den angefüllten Krug tragend, schritt er hinter
dem Seherfürst.
52. Da nun ankam in der Hütte mit dem Lehrling
der weise Mann,
Stieg auf den Sessel er, sank dann tief in Nach-
denken trauervoll.
Aber ankam zu der Hütt' itzt Brohma, Ahnherr
der Welt und Haupt,
Selbst lebend durch sich selbst, seelig, zu schaun
den hohen Heiligen.
56. Valmiki als er den erblickt, schnell erhebt er
sich ehrfurchtsvoll,
Anzubeten sich hinstellend, stand er da hohen
Staunens voll;
Drauf mit dem Sitz ihn bedienend, mit Fußwa-
schung und Sandelholz,
Dem Brauch gemäß ihn anbetend, begrüßt er
ihn mit ewgem Heil.

60. Als aufgestiegen nun der Gott war auf herrlichen Ehrenstuhl,
Valmîki'n da hieß er alsbald, sich selbst auch nehmen einen Sitz;
Der bestieg darauf solchen, der Welt Ahnherrn im Angesicht.
Als dieß so ging, da ward im Geist Valmîki's Denken hingewandt
64. Auf Kraunchî, die so schmerzvoll klagt, und er sang diesen Liedes Spruch
Wieder, mitleiderfüllt im Geist, der wohl Hülle des Leides war:

„Unthat that er, der schlimm gesinnt, grimmvoll, ganz ohne weisen Geist,
Daß den lieblich schönen Kraunchо er erschlug durch der Hölle Trieb!“ —

68. Ihm nun sagte darauf Brohma, lächelt den hohen Seher an:
„Was war dieß was du, hochheilger! da sprachst klagend um Kraunchо's Tod?
Einen Spruch hast zum Lied ordnend in dem Klagworte du gesagt;
Seher! durch des Gesangs Göttin entsprang dieß, durch Sorosvotî.
72. Ramo's Leben und Thaten all mache du, hoher Heiliger!

Der rechtgesinnt und tugendvoll, Ramo vor allen tief von Geist,
Ramo's Kunde der Ordnung nach, wie sie dir sagte Narodo;
Was verborgen, was offen auch vom Schicksal dieses hohen Geists,
Ramo's selbst, der Gefährten dann, die Thaten all des Riesenvolks,
Von Voidehya die Kunde dann, enthülle in des Tages Glanz!
Dieß soll nun wohl bedacht alles, klar erkannt werden deinem Geist;
Der Frau Kunde, des Reichs Schicksal, samt König Dosharoth zumal,
Was gethan, was gesagt worden, was Zweck war, was erfolgte drauf.
Noch soll irgend da Fehlrede im Gedicht dir zu finden sein.
Ramo's göttlich Gedicht bilde, wo des Lieds Maaß das Herz erfreut!
So lang stehn wird der Berge Haupt und auf Erden der Flüsse Lauf,
So lang wird der Ramayon auch weit hinwandeln die Welten durch.
So lang als des Ramayons Lied wird hinwandeln die Welten durch,
So lang sollen dir, hoch und tief, Sitz geben meine Welten all."

Als dieß Brohma der Gott gesagt, da entzog
er sich ihm und schwand;
88. Walmîki nun mit dem Lehrling wurde hohen
Erstaunens voll.
Dessen Lehrlinge denn allsamt, den Spruch san-
gen, der also heißt,
Mit lauter Stimme voll Freude riefen sie, oft
erstaunend, aus:

„Im Spruch, der gleichen Maaßes vier Füße faßt,
den der hohe Geist
92. Sagte lehrend dem Mordschreckniß, ward aus Leid
Lied, entsprung das Maaß.“ —

Dessen Kunst nun entstand damals durch Walmîki,
den Denkenden:
„Ganz will von Rama das Lied ich bilden in
solcher Gesanges-Art.“ —
Recht, Lieb und Gutes einend Lied, das so reich
wechselt, viel umfaßt
96. Dem Perlentragenden Meer gleich, den Saft
haltend der Schriftenwelt. 4)
In Füßen kunstreicher Bedeutung, wonnevoll, das
Lobgedicht bildete drauf von Rama der,

4) Alle Würde der heiligen Schriften in sich vereinigend.

Die Füße des Spruchs wägend im Maaß vom Ruhmes Held ein Ruhmes Lied, dichtend der Seher Geistes voll. [5])

---

5) Dieses sind die beiden ersten Sorgos des Adikando oder ersten Buchs, deren der Ramayon sieben enthält. Die folgenden sechs sind: der Oyodhyakando, von dem Königreich dieses Nahmens; der Aronyokando von Arouyo der Wald, also vermuthlich die Begebenheiten während der Verbannung in der Wildniß; der Kish-kindhokando, von dem Ort, wo er mit den Affen zusammenkommt; der Sundorokando, von der Schönheit so benahmt, vielleicht wegen Sita; der Yuddhokando, von yuddho Krieg; und endlich der Uttorokando, oder das letzte Buch.

II.

Indiſche Kosmogonie
aus dem erſten Buche der Geſetze des Monu.

In dem wunderbaren Buche der Geſetze des Monu, dem älteſten indiſchen, das wir bis jetzt vollſtändig kennen, könnte man den Styl und Ton mehrer Werke des Alterthums vereinigt finden. Ueberall, wo der Inhalt auf die Sitten geht, wird man an die ſinnreiche Einfalt und alterthümliche Seltſamkeit des Heſiodus erinnert; die kosmogoniſchen und philoſophiſchen Stellen haben einen Schwung, ähnlich dem des Lucretius, oder dem ſeines Vorbildes, des Empedokles; und oft findet ſich hier eine Erhabenheit von noch ernſterm und ſtrengerm Charakter, der den Jones zur

Vergleichung mit der mosaischen Urkunde veranlaßt. Auch in der Sprache ist die Alterthümlichkeit und der Unterschied von der des Mohabharot sehr merklich.

Wir erinnern zuvor, daß in Jones Uebersetzung alles, was mit andern Lettern gedruckt ist, Scholien sind, die es wohl besser gewesen wäre, nicht in den Text selbst aufzunehmen. Aber auch ausserdem ist Jones Uebersetzung zuweilen erklärend und schärfer bestimmt als die Urschrift. Denn so metaphysisch die Sprache derselben schon durchgehends ist, so ist doch oft eine kühne Bildlichkeit unter die abstraktesten Begriffe gemischt, und wenn in einigen Stellen die Entwicklung ganz deutlich und klar ist, so herrscht doch in andern wieder eine fast räthselhafte Kürze und Abgerissenheit. Ich habe mich bemüht, alles grade so unbestimmt ja so geheimnißvoll zu lassen, als es in der Urschrift war, um dem Leser den Eindruck derselben so rein als möglich wiederzugeben.

Es sind nur diejenigen Stellen aus dem ersten Buche hier ausgehoben, welche die Kosmogonie betreffen. Der Gang der Gedanken ist folgender. Im Anfang war alles Finsterniß; der Unbegreif-

liche, Selbstständige erschuf alles, es aus seinem eignen Wesen hervorziehend. Nun folgt das bekannte Bild vom Welt-Ei, das auch der ägyptischen Mythologie bekannt war. Dann folgt eine Dreiheit ganz geistiger Grundkräfte, aus dem unbegreiflichen Grund des selbstständigen Wesens ging zunächst der Geist hervor, aus diesem die Ichheit, Atmo, Mano, Ohonkaro. Alsdann folgen sieben Naturkräfte; die große Weltseele, die fünf Sinnlichkeiten oder Elemente und die Ausflüsse — Matra — des ursprünglichen Selbst, des Atma. Zuletzt kommt die ganze Mannichfaltigkeit einzelner Wesen und entgegengesetzter Naturen, alle einem unabwendbaren Schicksale nach unerforschlicher Vorherbestimmung unterworfen.

Manu spricht.

Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz in Schlaf versenkt.
Der seelig Selbstständige drauf, der unenthüllt enthüllende,
Der Wesen Anfang, so stets wächst, wärs der wirksam die Nacht zerstreut;

Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar, unbegreiflich stets,
Ein Allwesen so undenkbar, der Er selber in Wahrheit ist.
Der nachdenkend aus eignem Leib schaffen wollend der Wesen viel,
Wasser erschuf er da zuerst, des Lichtes Saame ward erzeugt; [1])
Ein Ei war es wie Gold glänzend, leuchtend dem Tausendstrahler [2]) gleich.
In dem lebte durch eigne Kraft Brohma, Ahnherr des Weltenalls.
In dem Ei saß nun ein Jahr lang nichts thuend jener Göttliche,
Selber dann durch des Geists Sinnen hat er das Ei entzwei getheilt.
Aus den getheilten Stücken dann bildete Erd' und Himmel er,
Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser Haus, das ewige.

---

1) Das Verhältniß des Wassers, des Lichtsaamens und des Ei's ist nicht bestimmt angegeben. Man denke es sich etwa so: das Wasser ward zuerst hervorgebracht, in diesem erzeugte oder regte sich Lichtsaamen, der dann zu jenem glänzenden Ei zusammenschoß und sich gestaltete. Das Ei muß wohl als im Wasser schwimmend gedacht werden.

2) Ein Beinahme der Sonne.

Drauf hervor zog aus dem Selbst er den Geist,
der ist und nicht ist auch; [3])
Aus dem Geist dann der Ichheit Kraft, [4]) so ein
Warner und König ist.
Die große Seele zuförderst, dreifacher Art [5]) die
Wesen all,

---

3) monohsfodosodatmokon. Jones übersetzt erklärend: mind existing substantially, though unperceived by sense. Da aber im Bhogovotgita jener selbe Ausdruck auch in dem Sinne vorkommt, daß das Höchste (wie nach der Neu-Platonischen Ansicht) ein über Sein und Nicht-Sein gleich erhabenes Wesen sei; so habe ich es in der ganz wörtlichen Uebersetzung unentschieden lassen wollen, ob dieser oder jener Sinn hier Statt finde.

4) Ohonkaro, die Ichheit hat in den indischen Schriften meistens eine üble Nebenbedeutung, als das der göttlichen Einheit und Gleichheit Entgegenstehende und Widerstrebende. Hier ist dieß aber noch nicht der Fall, wie man aus den Prädikaten — „der ein Warner und König ist“ — ersieht. — Es ist wohl überhaupt das Princip der Individualität darunter zu verstehen, und es ist merkwürdig, daß Monu (nah verwandt mit Mono) sich selbst nachher als zweiten und untergeordneten Weltschöpfer nennt, der die ganze Mannichfaltigkeit der einzelnen Wesen hervorgebracht habe, nachdem Brohma zuvor die allgemeinen Grundkräfte der Natur erschaffen hatte.

5) Alle Wesen, die nach den drei Gun's der Welt der Wahrheit, des Scheins oder der Finsterniß angehören.

Die der Sinn faßt, die Eindrück' all, die fünf Sinne[6]) allmählig auch.
So nun dieser Gebild' zarte, der sechs Wesen gewaltger Kraft,
Mit des Selbsts Ausfluß[7]) durchdringend, bildet er alle Dinge dann.
Nun regen drauf die Beweger, die mächtgen, sich im Wirken all,
Wird aus zartem Gebild des Geists allen Seins Grund, der nie vergeht.
Von diesen sieben Kräften nun männlichen Wirkens geht hervor,
Durch sterblichen Gebilds Ausfluß, aus dem Ewgen Vergängliches.
Stets hat an sich des Ersten Art, ihm nachfolgend, das andre stets;
So wie jeglichen Dings Stelle, also wird seine Art gerühmt.

All der Dinge Benennungen, Thaten auch, sondernd jegliches,

---

6) Die fünf Sinnlichkeiten; sowohl die Gegenstände un- Naturkräfte, welche die Eindrücke der Sinne hervorbring gen und veranlassen, als diese Eindrücke selbst.

7) Atmomotrosu. Ob die Matra als Atome zu verstehen seien, ist eine wichtige Frage, aber wenigstens in Monu's Gesetzbuch nicht mit Gewißheit klar. S. die Abhandlung.

Wie in des Veda Wort allerst sie bestimmt, sonderend bildet' er.
Tugendübende Gottheiten schuf er, so der Lebendigen Haupt;
Gerechter Geister reinen Stamm, auch das Opfer zur Ewigkeit.
Dann aus Luft, Feuer, Sonnenkraft, die Gottheiheit, die ewige
Bildet' er, des Opfers Vollendung, Rig, Yajus und Sam [8]) genannt.
Die Zeiten, der Zeit Theilung, Sterne und Gregestirne auch;
Samt dem Meer Ströme, Berghöhen und Ebenen und der Thäler Schlucht.
Andacht, Spruche und Lust schuf er, Liebe, des Zornes Wuth demnächst,
Zum Daseins diese Geschlechter schaffen wallend und diese Welt.
Um zu sondern die Thaten dann, hat er Unrecht von Recht getrennt;
Unterwarf all die Geschlechter auch den Zweiheiten [9]) wie Freud' und Leid.

---

8) Die Nahmen der drei ältesten Veda's. Der vierte wird in alten Schriften nicht genannt und deshalb für spätern Ursprungs gehalten.

9) Das Gegensätzen, den sinnenden Anstoß und Eigenschaften.

Welcher Thätigkeit jeden nun hat der Schöpfer zuerst vereint,
Dieser trachtet von selbst er nach, immer wie oft er erschaffen wird.
Heil und Unheil, Härt' und Milde, Recht oder Unrecht, Wahr und Falsch,
Was jedem er bestimmt schaffend, das wird jedem von selbst zu Theil.
Gleich so wie stets des Jahrs Zeiten, wandelnd im festbestimmten Maaß,
Selbst durchwandeln immer ihr Ziel, so auch die Thaten indsche Kraft.

Das folgende Stück handelt von dem Unglück des Daseins und von dem ewigen Kreislauf der Dinge, dem steten Wechsel der bald neu erwachenden bald wieder in Schlummer zurücksinkenden Grundkraft.

M o n u redet.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn, [10])

10) Alles Leiden, was nicht bloß dem Menschen, sondern jedem fühlenden Wesen in diesem Leben hier widerfährt, ist nach der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen.

Zieles bewußt[11]) sind diese all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
An des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt.

Als dieß All nun und mich erzeugt, der sich undenkbar entwickelt stets,
Sank zurück in sich selbst wieder, Zeit mit Zeit nun vertauschend er.
Während der Gott nun wachend ist, da regt strebend sich hier die Welt,
Doch wenn ruhigen Sinns er schläft, sodann schwindend vergeht es all.
So lang seelig nun er schlummert, wankt der wirkenden Irdschen Schaar,
Irrend von der bestimmten That, der Geist selber ermattet dann.

---

11) Ontoh sonjna bhovonty ete. Jones übersetzt: have internal conscience. Die Zurückweisung in dem folgenden Verse: etodontastu gotoyo, — „diesem Ziel nun nach wandeln sie" — mit Wiederhohlung desselben Wortes schien mir dafür zu sprechen, daß ontoh sonjna heiße: sich ihrer Schranken, ihres Zieles bewußt, im Gefühl der Endlichkeit, im Vorgefühl des Todes.

Wenn dann ganz sie verschlungen erst im Grund jenes Erhabnen sind,
Weil der, so alles Seins Leben, wohl süß schlummert, der Kraft beraubt.
Alsbald geht er zum Dunkel hin, weilt lang da samt der Sinne Kraft,
Wohl nicht thuend, was seines Thuns, geht aus der irdschen Hüll' heraus.
Doch wenn aus eignem Stoff worden, den Keim deß, was da geht und steht,
Er neu geschaffen durchdringet, alsdann nimmt irdsche Hüll' er an.
So mit Wachen und Schlaf wechselnd, dieß All, was sich bewegt was nicht,
Bringt zum Leben er stets hervor, vertilgt es, selbst unwandelbar.

Die folgende Stelle fügen wir noch hinzu, weil die Folge der Elemente und ihr Charakter deutlicher darin entwickelt ist, als in der zuerst angeführten. Monu hat nun schon dem Bhrigu die weitere Darstellung seiner Lehre übertragen.

Bhrigu spricht.

Nach des Tags und der Nacht [12]) Ende besinnt wieder sich vom Schlaf,
So besonnen erschafft er drauf den Geist, der ist und nicht ist auch. [13])
Der Geist dann bildet die Schöpfung, wirksam jetzt durch des Schaffens Trieb;
Aus dem zeugt sich dann Himmels Luft, die als Quell wird des Schalls erkannt.
Aus der Luft [14]) nun Gestaltswandlung wird, der rein alle Düfte trägt,
Dann erzeugt, mächtigen Windes Hauch, der Quell aller Berührung ist. [15])
Aus des Windes Gestaltswandlung, geht hervor so die Nacht zerstreut
Strahlend im Glanze die Lichtkraft, so der Quell der Gestalten heißt.

---

12) Es ist von großen Weltzeiten die Rede.

13) Siehe die Anmerk. 3.

14) Akashon. Einige Europäer übersetzen dieses fünfte Element der Indier wohl durch Raum. Da ihm aber hier (wie im Bhogovotgita dem Khon) die sinnliche Qualität des Schalls zugeeignet wird, so ist es, wie Jones übersetzt, subtil aether.

15) Vayu, oder Windeskraft, der fühlbare Theil der Luft, dem die sinnliche Qualität des Gefühls zugeeignet wird.

Aus des Lichtes Gestaltswandlung Wasser, schmeckender Säfte Quell,
Erd' aus Wasser, des Geruchs Quell. So sind erschaffen die zuerst.

Zahllose Weltentwicklungen giebts, Schöpfungen, Zerstörungen;
Spielend gleichsam wirket er dieß, der höchste Schöpfer für und für.

III.

Aus dem Bhogovotgita.

Der Gegenstand des zweiten großen Heldengedichts der Indier, des Mohabharot, ist der Bürgerkrieg zwischen den Fürsten und Helden des Stamms der Mondskinder. Da die Veranlassung des Kriegs und die Geschichte desselben auf das Verständniß der philosophischen Episode, von der wir hier einige der wichtigsten Stücke geben, weiter keinen Einfluß hat, so übergehen wir dieß. Nur um durch die vorkommenden Nahmen nicht verwirrt zu werden, bemerken wir einiges über die Genealogie.

Puru, der Sohn des Buddho und Enkel des Chondro, oder des Mondes, war der erste

Ahnherr des ganzen Stamms. Kuru, der König von Kurukſhetron, ſein Nachkomme, der zweite. Von ihm ſtammen beide Partheien her, zwiſchen denen der Krieg ſich auf Veranlaſſung der Draupoti entſpann. Auf der einen Seite Bhiſhmo, Dhritoraſhtro und all die ihrigen, welche hier wahrſcheinlich als die ältere Linie vorzugsweiſe die Kuru's genannt werden. Auf der andern Seite ſind die Söhne des Pandu die Hauptführer; einer derſelben von der Kunti, iſt Orjun, den Kriſhno, welcher der Gott Viſhnu in ſeiner achten Menſchwerdung iſt, beſchützt und begleitet.

Beide rücken auf einem Streitwagen zuſammen in die Schlacht; die Heere ſtehen gerüſtet gegen einander; da Orjun all die Freunde und Blutsverwandte zum Schlagen bereit ſieht, überfällt ihn ein großes Mitleiden. Kriſhno tröſtet ihn durch die Lehre von der unwandelbaren ewigen Einheit, und der Richtigkeit aller andern Erſcheinungen. So beginnt das philoſophiſche Geſpräch, welches der Inhalt der berühmten Epiſode des Mohabharot iſt; der Bhogovotgita, d. h. das Lied vom Bhogovan, mit wel-

chem Beinahmen Krishna hier meistens genannt wird.

Es ist dieses didaktische Gedicht ein beinah vollständiger kurzer Inbegriff des indischen Glaubens, und steht als solcher in hohem Ansehn. Wir haben nur einige der für die Philosophie merkwürdigsten Stücke ausgehoben.

Orjuns Klage.

(Aus dem ersten Obh-yayo.)

Als nun gerüstet da sahe all der Dhritorashtriden Schaar,
Im Anfang des Schlachtgetümmels, greifet den Pfeil des Pandu Sohn,
Sagend darauf zum Bhogovan dieses Wort:
„O der Erde Herr!
In mitten stell' den Wagen mir der zwei Heere, so sagt er, hier,
Daß ich die schaue, die dorten kampfbegierig gerüstet stehn,
Auch mit welchen ich kämpfen soll, wenn diese Schlacht beginnen wird;
Daß die kampflustigen ich schaun mag, die allhier nun vereinigt sind.

Ruhm in furchtbarer Schlacht suchend, zu Dhritharashtro's Sohnes Gunst." —

Als dieses Wort dem Bhogovan nun von dem Schüler gesagt war,
Da inmitten der zwei Heere stellt er der Wagen herrlichsten. —
„Bhishmo'n, Drono'n im Antlitz uns, all die dorten die Könige,
Schaue sie hier, o Fürst! sprach er, der Kurus wohl vereinigt Heer." —
Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da,
Lehrer dann, Oheim' und Brüder, Söhne und Enkel standen dort,
Blutsverwandte, Befreundte auch, hier und dort in den Heeren zwein. —
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet stehn,
Ergriff ihn hohes Erbarmen, daß klagend diese Wort' er sprach:
„Seh ich die Freunde, Krishno! all dort kampfgierig gerüstet stehn,
Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz verdorrend welkt,
Schaudern durchfährt den Körper mir, während das Haar sich sträubend hebt.

Gandiv [1]) auch sinkt aus der Hand mir, die Haut selber am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu stehn fürder, und es schwankt mir schwindend der Geist.
Anzeichen seh' ich, unseelge, um mich her hier, o Keshovo! [2])
Und kein Heil mag ich erspähen nach der Blutsfreunde Mord im Kampf.
Nicht begehr' ich den Sieg Krishno! keine Freuden noch Königthum.
Was frommt König sein, Göttlicher! was wohl Reichthum, das Leben selbst,
Wenn jene, um welche werth uns Königthum, Reichthum und Freuden sind,
Dort zum Kampfe gerüstet stehn, Reichthum nicht achtend und Leben nicht.
Lehrer und Väter und Söhne, selbst Großväter, dazwischen auch
Oheim' und Blutsfreund' und Enkel, Schwäher und nah verbunden dann.
Nicht begehr' ich zu morden die, morden sie mich auch, Göttlicher!
Für der drei Welten Herrschaft nicht, wie sollt' ichs um die Erde thun?

---

1) Gandiv, der Bogen des Orjun.

2) Keshovo, der Lockige, ein Beinahme des Krishno, welcher an ähnliche des Apollo erinnert.

Wie möchten nach der Blutsfreunde Mord wir glücklich sein, Madhovo! [3])
Wenn auch jene es nicht sehen, weil Habsucht ihren Geist ergriff;
Da aber des Stammes Vertilgung uns als ein schwer Verbrechen, Freund!
Wohl erkannt ist, wie sollten wir nicht ab von dieser Sünde stehn?
O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbringen wir bereit,
Daß wir aus Gier nach Herrscherlust morden wollen den Freundes-Stamm.
Wenn unbewaffnet, ungerächt, selber bewaffnet mich im Kampf
Erschlüge Dhritoraſhtro's Schaar, wär' es leichter zu dulden mir.

Also sprach Orjun am Kampfplatz, niedersetzend im Wagen sich,
Legte dann Pfeil und Köcher hin, überwältigt im Geist von Schmerz.
Zu dem von Mitleid durchdrungnen, dessen Augen von Thränen voll,
Redete zu dem klagenden Modhu's Besieger dieses Wort.

3) Madhovo, Beinahme des Krishno.

Bhogovan.

(Aus dem Sankhyoyogo, dem zweiten Odhyayo.)

Woher hat mitten im Kampfe dieſe Weichheit ergriffen dich,
Die nicht rühmlich, nicht göttlich iſt, Orjun! die Schande nur bewirkt.
Nicht der Schwäche ergieb du dich, Fürſt! nicht alſo geziemt es dir.
Kleingeherzte Unthätigkeit laſſ', erhebe dich, Herrlicher!

Orjun.

O wie ſoll Bhiſhmo'n im Kampf ich und Dhrono'n, Modhu's Sieger [4]) Du,
In der Schlacht mit dem Pfeil treffen, die vor allen ich ehren muß?
Almoſen wärs beſſer zu eſſen mir wohl als dieſe ehrwürdigen Lehrer morden.
Denn die, meine Lehrer, ermordend ja hier, mit Blut befleckt müßt' ich mein Gut genieſſen.
Nicht wiſſen wir welches uns beſſer ſein mag, ob jene wir oder ſie uns beſiegen,
Die ſelber wir mordend nicht leben möchten, die ſtehen kampfluſtig im Angeſicht uns.

---

4) Modhu's Sieger, Beinahme des Kriſhno.

Beſiegt iſt mein Herz von des Mitleids Schwäche, dich
flehe ich an, weiß nicht was Pflicht hier zu ſehn!
Was beſſer ſei, ſag es in Wahrheit du mir, dein Schüler
ja bin ich, o lehr es jetzt mich!
Und nichts erſpähn kann ich, das mich befreite vom
Schmerz, der mir zehrend die Sinne dorret;
Und fänd' ich auch weiten Gebiets Beſitzthum, in ſelbſt
im Reich himmliſcher Helden herrſchend.

Bhogovan.

Was nicht zu klagen iſt, klagſt du, redend doch
nach der Weiſen Spruch.
Nicht die gehn, auch die bleiben nicht, beweint
jemals, wer weiſe denkt.
Nicht ich war irgend jemals nicht, noch du, noch
jene Helden dort;
Noch werden wiederum nicht ſein irgend jemals
wir alleſamt.
Wie im ſterblichen Leibe hier Kindheit, Jugend
und Alter ſind,
Wechſelt des Lebens Hülle auch; wer dieß feſthält,
den irret nichts.
Stoff und Eindruck, o Kunti's Sohn, machen
heiß, kalt, und Freud' und Leid,
Kommen und ſchwinden ſtets wechſelnd; ſtandhaft
trag' ſie, Bhorots Sohn! [5])

5) Orjun iſt ein Abkömmling des Kuru, ſo wie dieſer vom

Welcher Mann nun, o Männer Haupt! durch dieß all nicht erschüttert wird,
Gleich in Freud' und in Leid, standhaft, der gedeiht der Unsterblichkeit.
Nicht was unwahr, wird seiend je, noch was nicht ist, gefunden wahr;
Wohl ist der beiden Gränz' erkannt denen, welche das Wesen schaun.
Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses All besteht;
Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen Wesens ist.
Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des Ewigen,
Das keiner vernichtet noch mißt; auf denn! und kämpfe, Bhorots Sohn.
Wer irgend wähnt, daß dieß tödte, und wer, daß es getödtet sei;
Wohl nicht weise sind beide sie; nicht tödten kann's und sterben nicht.
Gebohren wird's niemals und stirbt auch nimmer; nicht gilt, es war hier und es wird sein, ist jetzt;
Denn unerzeugt ewig wohl ist's das alte, und nicht erstirbt's, wird auch der Leib getödtet.

Bhorot dem Sohn des Dushbonto und der Sokuntola abstammt. Daher jener Beinahme des Orjun.

Wer dieſes Ewge erkannt hat, das unerzeugt, unwandelbar,
Wie mag ein ſolcher wohl iemands Tod bewirken, ihn tödten ſelbſt?
Gleich wie ein Mann Kleider, die alt geworden, abwirft, und legt andre, die neu ſind, ihm an;
So läßt auch dieß Weſen den Leib, den alten, alſobald eingehend in andre neue.
Nicht mögen Waffen es ſpalten, noch wirds etwa durch Gluth vertilgt,
Nicht vom Waſſer wird's aufgelößt, nicht der trocknende Wind verzehrt's,
Unverwundbar, verbrennlich nicht, nicht zu ſchmelzen, zu trocknen nicht,
Allburchdringend und bleibend iſt's, auch unwandelbar ewiglich.
Unerklärlich, undenkbar wird's, unvertilgbar mit Recht genannt;
Drum ſo du ſolches erkannt haſt, ziemt dir's fürder zu klagen nicht,
Wenn du dir's ewig entſtehend, oder auch ewig ſterbend denkſt,
Wahrlich dann, o erhabner Held! ziemt dir es zu beweinen nicht.
Gewiß iſt des Gebohrnen Tod, wie die Geburt des Geſtorbenen;
Weil dieß nun unvermeidlich iſt, ziemt dir es zu beweinen nicht.

Der Wesen Ursprung ist dunkel, klar nur die Mitte, Bhorots Sohn,
Dunkel der Untergang wieder, was ist da nun zu klagen noch?
Als Wunder betrachtet hier ein' es staunend, als Wunder
spricht lehrend davon ein andrer,
Als Wunder hört Kunde von ihm ein andrer, und hat
er's vernommen, erkennt's doch keiner.
Ewig die Leiber durchwandert's, doch zerstörbar in
keinem Leib,
Drum kein lebendes Wesen nicht darfst du beklagen, Bhorots Sohn!
Was deine Pflicht, im Aug haltend, sollest du
fürder zagen nicht;
Nichts wird höher als Kampfes Pflicht für den
Krieger gefunden wohl.
Wo ganz nach Wunsch vor den Augen sich ist auf-
thut des Himmels Thür;
Selig wohl sind die Krieger, Fürst! denen zu
Theil wird solch ein Kampf.
Wenn aber diesen Beruf du nicht, des Kriegers
erfüllen wirst,
Dann deine Pflicht, ja die Ehr' auch setzest hintan
du, fällst in Schuld.
Es werden Schand' auch, ewige, dir nachreden die
Wesen all;
Des einst Gepriesnen Unehre muß noch jenseit dem
Tod bestehn.

Du seist aus Furcht gewichen, glauben die Wagenmächtigen; [6])
Denen so hoch du geehrt warst, wirst du leicht nun geachtet sein.
Auch manches unwürdige Wort gesagt werden von Feinden dir,
Schmach redend deiner Tapferkeit; was kann schmerzlicher sein als dieß?
Fallend erlangst den Himmel du, siegreich freust du der Erde dich;
Drum erhebe dich, Kunti's Sohn! auf zur Schlacht mit entschloßnem Muth.
Beide gleich achtend, Freud' und Leid, Gewinnst, Verlust, und Sieg und Tod;
Rüste denn also zur Schlacht dich jetzt, so ladst auf dich du keine Schuld.

Aus dem vierten Odhyayo, dem Yojnoyogo.

Diese ewige Lehre nun offenbart' ich dem Vivosvan, [7])
Vivosvan machte sie Monu'n, Monu dem Ikshvaku [7]) kund.

---

6) Beinahme der Helden.

7) Vivosvan, der Sohn des Sonnengottes; Ikshvaku, Sohn des Vivosvan und Ahnherr des ganzen Stamms der Sonnenkinder.

So erhielt einer vom andern lernend der Prieſterfürſten ſie;
Durch der Zeit Länge aber ward zerſtört die Lehre, Herrlicher!
Eben die iſt's, die heut' ich dir, die alte Lehre, offenbart.
Mein Diener biſt du ja, Freund, auch; das höchſt' iſt's der Geheimniſſe.

Orjun.

Es iſt deine Geburt ſpäter, früher ja Vivoſvans Geburt;
Sage wie ſoll ich begreifen nun, daß zuerſt du es offenbart?

Bhogovan.

Viel ſind meiner vergangnen Geburten, Orjun, deiner auch,
Alle ſie kenn' ich wohl wiſſend, du kennſt nicht ſie, o Herrlicher!
Ungebohren, unwandelbar bin ich, auch aller Weſen Herr;
Mein eigen Weſen beherrſchend, entſteh' ich durch den eignen Schein. 8)

8) Das Entſtehen und Vergehen iſt nur eine Täuſchung, Maya. Dieſe Maya aber, welche die Quelle der Welt der Erſcheinungen iſt, iſt eine Wirkung der Kraft des Gottes.

So oft als nun ein Verschwinden des Rechts sich zeigt, o Bhorots Sohn!
Ein Emporsteigen des Unrechts, erschaff' alsbald mich selber ich,
Zu erretten die Rechtschaffnen, zu vernichten die übles thun,
Fest das Recht wieder zu stellen, komm' ich ins Sein von Zeit zu Zeit.
Wer mein göttlich Entstehn und Thun wohl erkennt nach der Wahrheit Grund,
Den Leib lassend, zur Welt wiederkehrt der nicht, Orjun, kommt zu mir.
Von Stolz, Furcht und von Zorn befreit, zu mir strebend durch mich, aus mir,
Kommen der geistig Frommen viel in mein Wesen vereint [9]) zurück.

Aus dem fünften Odhyayo, dem Sonnyasyogo.

Den erkenn' als enthaltsam stets, der nicht klaget und nichts begehrt;

---

9) Es ist oft schwer, für die metaphysischen Worte der indischen Sprache, ganz entsprechende zu finden. Yutko z. B. was hier in der Urschrift steht, ist der Wurzel und der Form nach ganz dasselbe wie das lateinische junctus. Oft heißt es nichts weiter als praeditus; wo es aber einen ganz geistigen Sinn hat, habe ich es bald durch vereint, bald durch vollendet übersetzt.

Fern von Zwiespalt [10]), o Mächtiger! wird der seelig, der Bande frei.
Erkenntniß trennen und Handeln thöricht redende Knaben nur;
Wer an dem Einen stets festhält, findet der beiden Frucht zugleich.

Hier schon gewinnen den Himmel, deren Geist in der Gleichheit steht;
Ganz vollkommen und gleich ist Gott, darum ruhen in Gott sie stets.
Nicht erfreue sich je des Glücks, und nicht klage im Unglück auch,
Wer festgesinnt, von Thorheit frei, Gott erkennend in Gott beharrt.
Wen nicht äußres Gefühl anzieht, findet in sich was seelig ist;
Mit Gott die Sinnung vollendend, hat er ein unzerstörbar Gut.

Wer nun schon hier ertragen kann, noch eh' frei er des Leibes ward,

---

10) Dieses ist ganz metaphysisch zu verstehen: fern von aller Dualität; alles auf die Einheit beziehend, wie es in mehren Stellen des Gedichts zur Genüge auseinander gesetzt wird.

Der Begierd' und des Zorns Gewalt, der iſt ſeelig vollendet wohl.
Wer innen innren Glücks ſich freut, und wer innen erleuchtet iſt,
Der geht als Frommer Gotterfüllt wieder in Gottes Weſen ein.
Das Weſen Gottes erreichen die Heiligen von Sünde rein,
Frei im Geiſte von Zweifeln ganz, in aller Weſen Lieb' erfreut.

Aus dem ſechſten Odhyayo, dem Atmoſonyomoyogo.

Der wahrhaft Fromme ſteht ewig einſam in ſich mit ſeinem Geiſt,
Einheit-beſeelt, des Sinns Sieger, ſonder Begier, von nichts berührt.

Wer vereinigt [11]) ſein Innres ſtets, und als Frommer den Geiſt beherrſcht,
Die höchſte geiſtige Ruhe erreicht der, die da wohnt in mir.

Wenn feſt geordnet das Denken in ſich ſelber beharrend ruht,

11) Siehe die Anmerkung 9.

Keine Begierd' ihn je berührt, dann heißt ein Frommer das mit Recht.

Wie am windlosen Ort ein Licht, nicht bewegend, dieß Gleichniß gilt
Von dem Frommen der sich besiegt, nach Vollendung des Innern strebt.
Da wo das Denken freudig wirkt, durch der Frömmigkeit Trieb bestimmt,
Wo er den Geist im Geiste schaut, in sich selber beglückt ist er.
Wer das unendliche Gut, was übersinnlich der Geist ergreift,
Dorten erkennt, mit nichten weicht standhaft der von der Wahrheit ab.
Welches erreichend, er kein Gut höher noch achtet je als dieß;
Worin durch Leiden noch so groß, standhaft er nicht erschüttert wird.

Immer mehr freu' er sich der Gesinnung, die standhaft ist.
In sich selbst fest den Geist stellend, sinn' er nichts anders fürder mehr.
Wohin immer der Geist wandert, der leichte, unbeständige;
Von da dieses zurückhaltend, stell' er in sich die Ordnung fest.

Jener, der ruhig so gesinnt, des Frommen höchstes Gut und Glück
Erreicht er, alles Scheins befreit; Gottes Wesen von Flecken rein.
Immer vollendend sein Innres, wird der Fromme von Sünde frei,
Berührt Gott in der Seeligkeit und genießt ein unendlich Gut.
In allen Wesen das Selbst [12]), sieht wieder die Wesen all' im Selbst,
Welcher wiedervereinten Sinns, alles mit gleichem Muthe schaut.
Wer nur mich überall erblickt, und wer alles erblickt in mir,
Nimmer werd' ich von dem fern sein, noch wird von mir er je getrennt.
Wer den allgegenwärt'gen, mich, verehrt, und fest an der Einheit hält,
Wo er immer auch wandeln mag, wandelt der Fromme stets in mir.

12) Atmo heißt zugleich selbst und Geist, und ist oft schwer ganz genau auszudrücken. Ich und Ichheit darf man es nicht übersetzen, weil es dafür ein andres Wort giebt, Ohonkaro.

Aus dem siebenten Odhyayo, dem Jnanovijnanoyogo.

Bhogovan.

Zu mir hin mit dem Geist strebend, Andacht übend, daheim in mir,
Wie du mich frei von Zweifeln gleich wirst erkennen, vernimm o Fürst!
Diese Weisheit und Kenntniß sei ohne Rückhalt dir kund gethan.
Wenn dieß erkannt, ist nichts fürder hier des Erkennens würdig noch.
Von tausend Menschen ist einer etwa, der nach der Tugend strebt,
Von den nach Tugend strebenden einer, der mich in Wahrheit kennt.
Erde, Wasser und Wind, Feuer, Luft [13]) und Geist, der Verstand sodann,
Achtheit; dieß sind die acht Stücke meiner getheilten Wesenkraft.
Doch ein andres als dieß, höh'res Wesen an mir erkenne du,

---

13) Khon wird auch Aether übersetzt. Vayu ist der fühlbare Theil der Luft, welchem die Indier die Eindrücke der Berührung und den Sinn des Gefühls zuschreiben; khon ist der verborgnere Theil der Luft, in dem der Schall erzeugt wird.

Was die ird'schen belebt, Orjun! auch die Welt hier
erhält und trägt,
Dieß iſt die Mutter der Dinge, aller zuſamt, das
glaube, Freund!
Ich bin des ganzen Weltenalls Urſprung, ſo wie Ver-
nichtung auch.
Auſſer mir giebt es ein andres höheres nirgends mehr,
o Freund!
An mir hängt dieſes All vereint, wie an der Schnur
der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft [14]) im Flüſſigen, bin der Sonn' und
des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft,
im Mann der Geiſt.
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch
des Strahlenquells,
In allen Ird'ſchen das Leben, bin die Buße im
Büßenden.
Alles Lebendigen Saame bin ich, wiſſe, von Ewig-
keit;
Bin in den Weiſen die Weisheit, ich der Glanz auch
der Strahlenden.
Dann die Stärke der Starken ich, die von Begier und
Stolz befreit;
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durchs Recht
beſchränkt, o Fürſt!

14) Dasjenige, was den verſchiedenen Flüſſigkeiten den Geſchmack, die eigenthümliche Qualität giebt.

Welche Naturen nun wahrhaft, scheinbar nur oder finster sind, [15])
Aus mir sind, wisse, auch diese; nicht ich in ihnen, sie in mir.
Durch die Täuschung nun dieser drei Eigenschaften ist ganz bethört
Alle Welt und verkennt mich, der über jenen, unwandelbar.
Göttlich ist sie, die Welten schafft, [16]) meine Täuschung, wird schwer besiegt;
Aber die, welche mir folgen, schreiten über die Täuschung hin.
Nicht folgen die Verbrecher mir, noch die Thoren und Niedern nach,

---

15) D. h. die drei Welten der alten indischen Lehre: die Welt der Wahrheit, die des Glanzes oder Scheins, und die der Finsterniß, entspringen gleichfalls aus mir. Eigentlich aber ist diese ganze Ansicht nicht der Wahrheit gemäß, und jene Dreiheit eine Täuschung und bloße Erscheinung. Eine andere Stelle des Gedichts geht noch stärker gegen diese Lehre von drei Welten oder drei Eigenschaften, und zugleich gegen die Veda's, worin diese Ansicht herrscht:

Die Veda's gehn auf drei Wesen, nicht von drei Wesen sei, o Freund!
Nicht zwiefach, sondern wahrhaft stets, unbestrebt, duldend, geistig sei!

16) Siehe die Anmerkung 8.

Welche vom Schein im Geiſt bethört, zu den Dämonen
sich gewandt.
Vier Arten ſind's, die mich ehren, der guten Menſchen,
o Bhorots Sohn!
Wer arm iſt, wer nach Weisheit ſtrebt, wen Reichthum
wünſcht, der Weiſe dann.
Von dieſen iſt's der Weiſ' allein, der ſtets vereint, dem
Einen dient;
Wohl ein Freund bin ich des Weiſen, ſehr, ſo wie er
der meine iſt.
Alle verdienen hohes Lob, der Weiſe gilt wie ich mir
mir;
Zu mir richtet den letzten Weg hin ſein wiedervereinter
Geiſt.
Am Ende vieler Geburthen ſchreitet der Weiſe hin zu
mir;
„Daß Vaſudevo [17]) alles iſt," wer ſo großdenkend
iſt ſelten wohl.
Von dem und dem Gelüſt bethört, folgen ſie andern
Göttern nach,
Errichten die und die Satzung, durch die eigne Natur
beſtimmt.
Wer auch was für ein Bild dienend im Glauben zu
verehren wählt,
Den feſten Glauben deſſelben, ich bin's allein, der den
entflammt.

17) Vaſudevo, Krishno der Sohn des Vaſudevo.

Er, des Glaubens begabt also, ist nun bemüht um jenes Gunst,
Und erreicht auch die Wünsche dann, von mir bestimmt, wie's mir gefällt.
Endlich doch ist die Belohnung dieser wenig erkennenden;
Zu ihnen kommt, wer den Geistern diente, die meinen dann zu mir.
Sichtbar zu greifen wähnen sie mich, die Thoren, der unsichtbar,
Kennen mein hohes Wesen nicht, das ew'ge, allerhabene.
Nicht was sichtbar des Alls bin ich, in der Meinungen Schein verhüllt, [18])
Die Welt kennt nicht, die thörichte, mich den ew'gen, der unerzeugt.
Ich kenne die vergangnen all, die jetzt seienden, Orjun! auch,
Und die zukünftigen Wesen; mich erkennt aber keiner je.
Die aus Neigung und Haß entspringt, durch der Zweiheit Verblendung, Fürst!

18) Yogo heißt eine Glaubenslehre, wie denn die einzelnen Abschnitte des Bhogovotgita selbst Yogo's genannt werden. Hier sind aber offenbar die falschen bloß sinnlichen Religionen und Lehren der Vielgötterei und des Dämonen-Dienstes gemeint.

Wandeln von Anfang zum Irrthum alle Irdischen, o
Bhorots Sohn!
Doch wenn die Schuld vertilgt endlich deren, die reinen Wandels sind,
Von der Zweiheit Verblendung frei, ehren sie mich,
im Glauben fest.

Aus dem achten Odhyayo.

Bhogovan.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit die vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreichte noch zurück, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art, [19]) Orjun! sind aus Brohma die Welten all;
Wer mich erreicht hat, Kunti's Sohn, ist der fernern Geburth befreit.

---

19) Hier wird dem Krishno ganz deutlich der Vorzug vor Brohma gegeben. Vom Brohma rühren die Welten der Erscheinung her, in denen Seelenwanderung Statt findet, und stets erneute Rückkehr ins Leben, die hier als ein Unglück betrachtet wird. Krishno ist der Gott der ewigen Einheit und des wahrhaften Wesens.

IV.

Aus der Geschichte der Sokuntola nach dem Mohabharat.

Es sind in der Episode des Mohabharat, welche die Geschichte der Sokuntola enthält, vorzüglich zwei Momente derselben ausführlich behandelt, wovon der eine, die Geburth der Sokuntola, in dem Schauspiele des Kalidas nur im Vorbeigehn erwähnt, der andre aber, die Scene der Verläugnung und der endlichen Wiedererkennung bei dem König Dushyonto sehr verschieden behandelt ist.

Da wir diese beiden Stücke vorzüglich nur als Beispiele der ältern indischen Poesie geben, so sind, wo es ohne Schaden des Zusammen-

hanges geschehen konnte, einige Distichen ausgelassen, deren Inhalt bloß dogmatisch oder voll historischer Anspielungen war, um nicht durch viele Anmerkungen den poetischen Eindruck stören zu müssen.

Geburth der Sokuntola.

Die Scene beginnt da, wo König Dushvonto sich bei einer Jagd in dem Wald verliest, und den heiligen Büßer Konvo, der dort in der Einsamkeit lebte, aufsuchen will. Er trift die schöne Einsiedlerin, und ist sehr begierig, zu erfahren, wer sie sei. Denn wäre sie, wie er glaubt, Tochter eines Brahminen gewesen, so würde er sich nicht mit ihr haben verbinden dürfen.

Allein ging der Fürst nun hin, ihm folgten seine Räthe nicht,
Sah in der einsamen Wohnung nicht den andächtigen Heiligen.
Als er den Heilgen nicht erblickt, leer des Einsiedlers Hütte sah,
Ließ er von seiner Stimme Schall wiederhallen umher den Wald.
Aber sein Rufen vernahm jetzt, schön wie Sri von Gestalt die Magd,

Trat hervor aus der Hütte dort in der Einsiedlerinnen Tracht.
Als Dushvonto, den König, nun die schwarzäugigte Magd erblickt,
Sagte sie schnell ihm Willkommen, bot ihm mit Ehrerbieten Gruß;
Bediente dann mit dem Sessel ihn, mit Waschen der Füße auch,
Fragte nach seinem Wohlsein dann, wünschte dem Könige Glück und Heil.
Als sie nun ihn bedient hatte, sein Wohlbefinden auch gesehn,
Sagte sie lächelnd jetzt zu ihm: „Was ist weiter zu deinem Dienst?“ —
Zu ihr sagte der König drauf, zum holdredenden Mädchen er,
Da so schön die Gestalt er sah, nach den Ehrenbezeigungen:
„Ich kam hierher um dem großen Heiligen, Kanvo zu huldigen.
Wo ging er hin der göttliche? Das, o du schöne! sage mir.“ —

Sakuntola.

Es ging mein göttlicher Vater, Früchte zu holen nur von hier;
Nun einen Augenblick warte, so wird du ihn sehn rückgekehrt.

Als er den Heiligen nicht erblickt, auch sodann dies gesprochen war,
Er sie sahe so voll Anmuth, die süßlächelnde, liebliche,
Die in der Reihe Glanz strahlte, wie in Andacht und Demuth auch,
Der Tugend Schöne besitzend, sprach er also der Erde Fürst:

„Wer bist du, Holde, und wessen? weshalb zogst in den Wald du hier?
Mit so hoher Gestalt begabt, und wo kamest du Schöne her?
Durch deiner Schöne Anschauen hast die Seele du mir geraubt;
Dich zu kennen verlangt mich; sag es, liebliche, alles mir.“ —

Als nun der König dieß gesagt, gab darauf in der Hütte dort
Lächelnd das Mädchen die Rede wieder, sprach sie mit holdem Laut:
Für des Kanvo, des göttlichen, Tochter gelt ich, erhabner Fürst!
Des festgesinnten Büßenden, des Weisen, der das Recht erkennt.

Dushvonto.

Erhaben denkend und göttlich, heilig ist er und allgeehrt;
Dhormo [1]) selbst mag vom Pfad wanken, doch es wankt solch ein Frommer nicht.
Wie kannst deß Tochter gebohren du also sein, liebliche!
Diesen mächtigen Zweifel nun wollest du jetzo lösen mir.

Sokuntola.

Wie ich hieher gekommen bin, welches zu wissen du begehrst,
Vernimm es Fürst der Wahrheit nach, wie ich des Heilgen Tochter bin.
Es kam einst hier ein Frommer her, meinem Ursprunge fragt' er nach;
Dem erzählte der Göttliche folgendes, das vernimm nun, Fürst!

Konvo sprach:

„Bisvomitro, der Büßende, übte so großer Buße Werk,
Daß der König der Geisterschaar, Indro, gewaltig drob erschrak,

1) Der Gott der Gerechtigkeit.

Daß nicht des Helden Andachtsgluth ihn erschüttre von seinem Sitz.
Diese Gefahr nun befürchtend sprach er also zur Menoka:

Indro.

Der Nymphen himmlische Reitze preis't man, o Menoka, an dir;
Einen Dienst thue mir, Mädchen; was ich dir sage, das vernimm!
Der wie die Sonne im Glanz strahlt, Visvomitro, der Heilge dort
Vollbringt so furchtbare Buße, daß mein Geist mir erzittert drob.
Menoka! dein Geschäft ist dieß: Visvomitro, der mich bedroht,
Furchtbar zu schaun, von festem Geist, wandelt in grimmer Buß' er stets,
Daß vor dem nicht mein Thron falle; zu dem geh' und gewinne ihn,
Gehe hin wo er Buße übt, thue die höchste Liebe mir;
Blühend in Schöne der Jugend, und mit lächelnder Worte Laut,
Feßl' ihn auch mit der Freuden Reitz, wende von seinem Werk ihn ab.

Menoka.

Hochstrahlend ist der Göttliche und dazu auch erhaben fromm;
Wie er geneigt zum Zorne sei, ist dem Gebieter auch bekannt.
Den strahlenden nun, den frommen, zornigen, hochgesinnten Mann,
Vor dem du selber dich fürchtest, wie sollt' ich ihn nicht fürchten denn?
Er, der den großen Vosishto [2]) der theuren Söhne einst beraubt,
Zu dem du selbst, den Mond fürchtend, um Hülfe gingst, der Geister Herr!
Ihn, der vollbracht die Thaten all, ja wohl sehr muß ich fürchten den;
Wie sein Zorn nicht verzehre mich, dessen belehr', Gebieter, mich!
Deß Glanz die Welten entflammen, deß Fuß die Erd' erschüttern mag,
Der zerschmettern den Berg Meru, leicht verwirren die Räume [3]) kann,
Der mit solcher Andacht begabt, in Gluth strahlend dem Feuer gleich,

---

2) Von mehren historischen Anspielungen der Art auf die großen Thaten des Visvomitro, haben wir des Uebergangs wegen diese eine beibehalten.

3) Die Räume der Welt.

Wie möcht' ein Mädchen unſrer Art ihn berühren,
der heilig iſt;
Deß Antlitz ſtrahlt wie die Flamme, deß Blick
leuchtet wie Sonn' und Mond,
Wie mag, Gebieter! Kalo's [4]) Schlund eine
von uns berühren wohl? —
Weil aber der König mich angeſprochen, wie ſollt' ich
nicht gehn vor des Heilgen Antlitz!
Erſinne Rettung denn für mich, Gebieter! daß ich für
dich gehend errettet bleibe.
Wenn du es willſt, laß das Gewand den Marut, des
Windes Gott, weg von mir wehn im Tanze,
Begleiten muß Manmotho [5]) auch dieß Geſchäft,
durch deine Gunſt mir als Gehülf' er beiſtehn.
Laß aus dem Wald Düfte mir wehn den Vayu, zu
jener Zeit, da ich den Seher feßle.
Als dieß geſagt und von ihm war beſtätigt, da ging ſie
zur Hütte des Einſiedlers hin.

Als die liebreitzende nun ſah, ſchuldgereinigt durch
fromme Gluth
Viſvomitro, den Büßenden, in der einſamen
Wohnung dort;
Da begrüßte ſie zuvor ihn, tanzt und ſcherzt vor
dem Heilgen dann;

4) Der Gott der Zeit, und dann der Zerſtörung, des Todes.
5) Der Gott der Liebe.

Abwehte ihr Gewand Marût, das gleich dem Monde glänzende.
Wie von ihr das Gewand nun sank hin zur Erde, da blickte sie
Lächelnd, die lieblich reithende, oft den beschämten Marut an;
Während der Seher dort zuschaut, der wie die Flamme strahlende.
Als Visvamitra nun jene, die fleckenlos da vor ihm stand,
In ihr Gewand verwickelte, er der einsamen Seher Fürst,
Und die der Wind enthüllt hatte, die vollblühenden Reihe sah,
Ihre hohe Gestalt erblickt', er, der der Weisen König war,
Da ergriff ihn der Neigung Gluth, fiel er in der Begierde Macht.
Jene ladet er zu sich ein, willig folgte die himmlische;
So verlebten zusammen sie eine glückliche Zeit daselbst,
Sich ihrer Liebe erfreuend, bis nach bestimmter Zeiten Lauf
Der Seher von der Menoka die Sakuntala hat erzeugt.

Dort in des Himavan Wildniß, am Gestade der Malini
Brachte ans Licht ihres Leibes Kind, an Malini's Fluthen Menoka.
Da ihr Geschäft sie nun vollbracht, ging alsbald sie zum Indro auf,
Ließ in dem wüsten Wald die Frucht, wo der Tiger und Löwe hauf't.
Da nun schlummernd die Sokunta's [6]) sahen das Kind, umringten sie's,
Daß nicht tödten im Wald' es dort möchte reissender Thiere Schaar.
So ward der Menoka Tochter da beschützt von der Geier Schaar.
Als ich zum Bade dorthin kam, sah ich im Schlummer ruhn das Kind,
Dort im einsamen Waldesthal, rund umringt von der Geier Schaar;
Ich nahm sie auf nun, und zu mir, hielt sie fürder an Tochter Statt.
Weil ich in einsamer Wildniß sie von Sokunta's fand umringt,
Ward der Nahme Sokuntola ihr gegeben sodann von mir.

---

6) Eine Art-Geier; vultures erklärt es Wilkins.

Du weißt nun, wie Sokuntola, o Heilger, [7])
meine Tochter ward;
Für ihren Vater auch hält mich Sokuntola,
die Tadels frei."

Also that meine Geburth er, sie dem Heilgen erzählend, kund.
Wie ich die Tochter des Konvo sei, weißt du also, erhabner Fürst.
Als Vater acht' ich den Konvo, kenne ja meinen Vater nicht;
Diese Geschichte, o König! hörtest du, wie es sich begab.

Rede der Sokuntola an den Dushvonto.

In der Behandlung dieses Theils der Geschichte weicht das alte Heldengedicht sehr vom Kalidas ab. Auch im Mohabharot wird Sokuntola von dem Dushvonto zuerst verläugnet und verworfen, worauf denn endlich die Wiedererkennung und Versöhnung folgt. Von der Zauberei mit dem Ringe aber kommt hier nichts vor. Der Knabe ist schon sechs Jahre alt, als

7) Man erinnere sich, daß Konvo zu dem frommen Pilger spricht, der nach Sokuntola's Herkunft gefragt hatte.

Sokuntola mit ihm an Hof zu dem König geht, um dieſen an das gegebene Verſprechen, daß er ihren Sohn zum Erben des Reichs erklären wolle, zu mahnen. Duſhyonto verläugnet die Sokuntola nur deswegen, weil er fürchtet, wenn er ſo leicht ohne Beweis in die Anerkennung willige, möge Verdacht gegen die Aechtheit des Kindes bei den Großen des Reichs entſtehen; vielleicht auch, um die Geliebte auf die Probe zu ſtellen.

Sokuntola geräth über ſeine Härte in hohen Unwillen, und endlich bricht ihr Schmerz in folgende Rede aus, die den Untreuen an die Stimme des Gewiſſens und der allſehenden Gottheit erinnert, ihm die Heiligkeit der Ehe und die Schönheit der kindlichen Natur ſchildert, und mit einer ſanften Klage über ihr Unglück endet.

Wohl mich kennend, erhabner Fürſt, warum redeſt
du ſo zu mir;
„Ich kenne dich nicht“, ganz furchtlos, wie ein
niedrig gebohrener?
Da dein Herz doch wohl wiſſend iſt, was hier wahr
und was falſches iſt;
Dieß Kind der Liebe verwerfend, ſchmähſt du da-
durch ja ſelber dich:

„Ich bin's allein“, also gedenkst in dir du, kannst nicht
den im Herzen, den alten Seher [1]);
Willst, dem bekannt alle des Schuld'gen Thaten, im
Angesicht dessen die Sünde begehn.
Denkst, wenn vollbracht die Unthat ist: „Keiner weiß
ja, daß ich es war;“
Doch es wissen's die Götter all', selbst auch innen
der inn're Mensch.
Sonn' und der Mond, Feuer und Luft, die Himmel,
die Erd' und Fluth, innen das Herz, die Tief' auch,
Ja Tag und Nacht, samt den Zeiten beide, auch des
Rechts Gott, sehen das Thun des Menschen.
Dort im Abgrund des Todes Gott, verlöscht was
übles der gethan,
Mit dem zufrieden der Geist ist, so die That schauend
in uns wohnt;
Doch mit wem nicht er zufrieden, wer von übler
Gesinnung ist,
Den vernichtet des Todes Gott selbst, den schuld'gen,
in übler That.
Mich die selbst du gewählt hattest, o verschmäh
die getreue nicht;
Achtend nicht, die du achten sollst, mich dein eigen
bestimmtes Weib.

---

1) Den im Herzen, den alten Seher, oder den alten Einsiedler hritsoyom munin yuranon; das Gewissen.

O warum blickst du verächtlich auf mich, wie eine
niedrige?
Nicht in einer Wüste hier klag' ich, warum
nicht hörst du mich?
Aber wenn du der flehenden, nicht ein Wort mir
gewähren willst,
In hundert Stücke, Dushsanto! mich zerspringen
alsbald mein Haupt.

So der Frau ihr Gemahl nahet, wird er wiedergebohren selbst
Von der, die Mutter durch ihn wird, wie alter
Seher Zeugniß spricht. 2)
Wohl ist die Frau des Manns Hälfte, die Frau
der Freunde innigster;
Ist die Frau alles Heiles Quell, die Frau Wurzel
des Retters auch. 2)
Freundinnen sind dem Einsamen sie zum Trost mit
süßem Gespräch;

2) Das Verhältniß der Ehe nach der indischen Lehre beruht erstlich darauf, daß diese Verbindung auch in einem Leben fortdauert, vorzüglich aber darauf, daß der Sohn, der der Vater selbst in einer neuen Verwandlung ist, allein das Vermögen besitzt, durch fromme Werke und Gebräuche der Andacht die Seele des Vaters von den Strafen, die er für seine Missethaten in jener Welt leiden muß, zu befreyen. Daher wird er der Retter des Vaters genannt, und daher wird es für das größte Unglück geachtet, keinen Sohn zu haben.

Zu der Pflicht Uebung wie Väter, tröstend im Unglück Müttern gleich.
Scheidet die Frau nun zuerst hin, schaut zum Gemahl sie, harrend sein;
Doch starb zuvor der Geliebte, folget sie willig gleich ihm nach.
Um solcher Ursach, o König, wird hoch begehrt der Ehe Bund;
Weil der Mann sein Gemahl besitzt, in der Welt hier, in jener auch.
Als er selbst, von ihm selbst gezeugt, ist nach der Weisen Sinn der Sohn;
Drum soll der Mann sein Weib achten, die des Sohns Mutter, Mutter gleich.
Den Sohn aus seinem Weib' erzeugt, wie im Spiegel das Ebenbild,
Ist dem Vater zu schaun freudig, wie dem Seel'gen der Himmel ist.
Wenn auch versengt vom Seelenschmerz, Krankheit leidend die Menschen sind,
Freuen sie doch ihrer Weiber sich, wie die Fluth labt die schmachtenden.
Wenn sich das Kind zu ihm wendend, wie es am Boden hat gespielt,
Fest um des Vaters Glieder schließt, was giebt's höheres noch als dieß?
Ihn, den du selbst eigen gebildet, diesen Sohn hier, der liebevoll

Auf dich schauend zur Seite blickt, o warum denn
verschmähst du ihn?
Sorgen um ihre Eier doch, sie nicht brechend, die
Vögel selbst;
Wie geschieht's denn, daß du verlässt, des Rechts
kundig, den eignen Sohn?
Nicht Gewänder und Frauen nicht, Wellen sind
zu berühren nicht
So sanft, als des umarmenden Kindes Berührung
lieblich ist.
So berühre umarmend dich hier der Knabe, der
lieblich blickt;
Holder als Kindes Berührung, hat die Welt kein
Gefühl ja nicht.
Aus deinem Leib' erzeugt ward er, von dem Manne
ein andrer Mann;
Wie im Spiegel des klaren Quells, siehe den
Sohn, ein zweites Selbst.
Wie zur Flamme des Heiligthums Feuer vom
Heerd genommen wird,
So ist von dir erzeugt dieser, du selbst der Eine,
ungetheilt.

Ein Jäger wanderte umher, war zu jagen das
Wild bedacht;
Ich war's, Fürst! die gefangen ward, ach ein
Mädchen in Vaters Hain.

Der himmlischen Gespielinnen erste, die Menoka
genannt,
Stieg vom Himmel zur Erd' herab, empfing vom
Wisvomitro mich.
An des Schneegebürgs Seite gebahr mich dann
die himmlische,
Und mich verlassend dort ging sie hinfe, wie einer
andern Kind.
Welch' ein Verbrechen wohl hab' ich im vor'gen
Leben einst verübt,
Daß von den Mein'gen verlassen ich als Kind
ward, und jetzt von dir.
Wie dir's gefällt, verlassen denn will ich zu mei-
ner Hütte gehn;
Den Knaben aber verlassen darfst du nicht, der
dein eigen ist.